

Friedrich Beyli-Wohler, 1856-1916 : Beamter, Redaktor, Chronist

Autor(en): **Wohler, Anton / Beyli-Wohler, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Unsere Heimat : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft Freiamt**

Band (Jahr): **65 (1997)**

PDF erstellt am: **17.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1045953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Friedrich Beyli-Wohler, 1856–1916

Beamter, Redaktor, Chronist

Einführung *Anton Wohler*

Wer sich mit der Geschichte der Gemeinde Wohlen befasst, stösst unweigerlich auf die «Mitteilungen aus dem Stilleben und dem Haushalte der Gemeinde Wohlen», erschienen 1899 bis 1905, verfasst von Friedrich Beyli, der auch als Redaktor der «Freiämter Stimmen» und als vielseitig engagierter Lokalpolitiker Spuren hinterlassen hat.

1896, in seinem 40. Altersjahr also, hielt Friedrich Beyli Rückschau auf seine Lebensgeschichte und legte eine Familienchronik an. Einleitend lässt er einem Stammbau der Villmerger Beyli eine Interpretation des Familiennamens folgen und gliedert dann seine «Haus-Chronik» in drei Abschnitte: A. Chronologische Aufzeichnungen aus dem Lebensgang meiner Vorfahren, B. Meine eigenen Lebenserfahrungen und C. Kalendarium meiner eigenen Erlebnisse (nachgeführt bis 1913). In exakten Listen fügt er bei, in welchen Funktionen er in Vereinen und Behörden tätig war und welche Gesellschafts- und Familienausflüge er unternommen hat. Es ist ein Glücksfall, dass wir nachfolgend den Teil B veröffentlichen dürfen¹⁾.

Wer war dieser Mann, der ein so reiches Lebenswerk bewältigte? Vorerst zu seiner Herkunft: 1648 erscheint der Name «Beli» (nach 1772 Beili) erstmals in den Villmerger Taufbüchern. Unter seinen Vorfahren taucht mit Jacob Beyli-Wey, 1746 bis 1779, die Berufsbezeichnung «Seidentrager» auf. Dazu sein Kommentar: «Hiess der Seidentrager, weil er den Verkehr der mit der Seidenindustrie sich abgebenden Bevölkerung mit den Seidenwarenfabrikanten in Zürich vermittelte, also den Unterhändler ausmachte und zu diesem Zwecke wöchentlich nach Zürich ging».

- 1) Den Hinweis auf die Haus-Chronik von Friedrich Beyli verdanke ich Herrn und Frau Hans und Margrith Steinmann-Beyli, Villmergen, ebenso die Möglichkeit, die umfassende dreibändige Geschichte der Familien Beyli einzusehen. (Bibliographie: siehe Anhang)

Die Seidenfabrikation bildete im vorigen Jahrhundert (18. Jh.) eine wichtige Verdienstquelle im Freiamt, und fast in jedem Dorfe gab es «Seidentrager». Jacobs Sohn Peter (1772 bis 1830) übte dieselbe Tätigkeit aus; dessen Sohn Josef Anton, Friedrichs Grossvater (1808 bis 1874), hat den Seidenhandel auf eigene Rechnung betrieben.

Nun zu den Eltern: Ulrich, Wolfgang, Friedrich, genannt Friedrich (1830 bis 1874), ältester Sohn des Josef Anton, wurde Lehrer, der jüngste Bruder Josef Fridolin (1841 bis 1888) war Pfarrer in Laufenburg. 1854 heiratete Wolfgang Friedrich Eleonora Aloisia Keller von Sarmenstorf, Tochter des Bernhard Keller, Buchbinder. Dem Vater ist in der Familienchronik das folgende Porträt gewidmet:

«Zur Zeit von Wolfgang Friedrichs ersten Jugendjahren stand das Volksschulwesen noch auf einer niedern Stufe. Der Gemeindeschullehrer, zu dem er in die Schule ging, hatte seine Bildung noch nicht im Seminar geholt, sondern bei einem Geistlichen notdürftig für den Lehrerberuf sich vorbereiten lassen. Der lernbegierige Knabe konnte bald fast so viel als der Lehrer selbst, von diesem (Peter Wey) erhielt er als zehnjähriger Schulknabe ein Rechenbüchlein zum Geschenk, das die Jahreszahl 1819 trägt.

Von 1843 bis 1847 besuchte Friedrich Beyli die Bezirksschule in Muri, die nach der Aufhebung des Klosters im Jahre 1841 daselbst auf Kosten des Staates errichtet worden war. Sie stand unter der Leitung des vorzüglichen Pädagogen Straub, bei dem Friedrich auch in «Kost» war²⁾.

Im Seminar Wettingen, dessen Leiter der ausgezeichnete Lehrmeister, Pädagoge und nachmalige Staatsmann Augustin Keller war, erhielt mein Vater die Ausbildung zum Jugenderzieher, und es darf von ihm wie von noch vielen Jugendbildnern damaliger Zeit gesagt werden, dass der Same, den Augustin Keller ausstreute, auf fruchtbaren Boden gefallen ist.

- 2) J. W. Straub, später Lehrer an der Bezirksschule Baden, Verfasser des Deutschen Lesebuchs für die oberen Klassen höherer Unterrichtsanstalten und des deutschen Sprachbuchs.

Seine erste Anstellung erhielt Wolfgang Friedrich an der Unter-
schule zu Sarmenstorf. Aus dem noch vorhandenen Zeugnis der da-
maligen Schulpflege vom Jahre 1853 ist zu ersehen, wie sehr der jun-
ge Lehrer sich die Zufriedenheit und den Dank seiner Aufsichts-
behörde verdiente.

In Sarmenstorf lernte er seine nachmalige Gattin, die Tochter des
Buchbinders Keller, kennen, die sich zur Arbeitslehrerin ausgebildet
hatte. Naturgemäss war es sein Bestreben, eine Anstellung als Leh-
rer in seiner Heimatgemeinde zu erhalten.

1854 erfolgte seine Wahl als Lehrer der Oberstufe Villmergen, die
er bis zum Jahre 1868 führte. Noch im gleichen Jahre gründete er ei-
nen eigenen Hausstand. Die damalige Besoldung des Lehrers betrug
350 Franken, sage «Dreihundert und fünfzig Franken». Am 6. No-
vember 1854 war die Hochzeit, und die Mutter der Braut, eine
schlichte, gutmeinende Bürgersfrau gab dem jungen Paar folgenden
Rat mit auf den neuen Lebensweg: «Ihr habt jetzt einen schönen Ver-
dienst, tragt nur Sorge dazu, Ihr könnt euch etwas sparen.» Die gute
Frau hatte keinen Begriff davon, was so eine Haushaltung alles for-
dert, in der man alle Bedürfnisse erkaufen muss und nicht wie bei
einer Bauernfamilie den Bedarf der Familie aus den eigenen Erträg-
nissen decken kann.

Zuerst wohnte die Familie im Hause der Gebrüder Koch, Gu-
lischmids, im Unterdorf vis-à-vis der Färberei Stäger, später bei Pe-
ter Koch, Schmids, unterhalb der Linde. Bei der geringen Löhnung
und dem Anwachsen der Familie stellten sich, trotz der Sparsamkeit
bald Sorgen ein. So geschah es denn wohl mehr aus ökonomischen
Rücksichten, dass Anfang der sechziger Jahre mein Vater gegen freie
Wohnung und Holz zur Beheizung die Schulabwärtsstelle im Schul-
haus übernahm. Andererseits mochte ihm das Lärmen und lebhaftes Tun
der Schüler keine Bedenken machen, denn er war ein ausserordentli-
cher Kinderfreund, und das tolle Treiben der Jugend machte ihm mehr
Freude als Verdruss, obwohl er streng auf Disziplin hielt, die er auf-
recht zu halten wusste, ohne zu strengen Strafmitteln zu greifen. Sei-
ne Milde paarte sich mit trefflicher Mitteilungsgabe, und er übte sein
Erzieheramt mit einem Erfolg, der Eltern und Kinder freute und ihm
bei beiden eine grosse Anhänglichkeit sicherte.

Noch heute, da der «Beyli-Lehrer», wie er kurzweg genannt wurde, seit schon dreissig Jahren vom Schuldienst weg und schon über zwanzig Jahre nicht mehr am Leben ist, spricht man in Villmergen noch mit besonderer Ehrerbietung und Achtung von seiner einstmaligen Lehrtätigkeit.

Für die Förderung der Volksbildung suchte er im Verein mit dem damaligen fortschrittlich gesinnten hochachtbaren Geistlichen Pfarrer Ronca zu wirken durch Anlage einer Jugend- und Volksbibliothek, und viele Jahre versah er unentgeltlich die Stelle eines Bibliothekars.

Der Jugend wie dem Volke suchte er Freude zu bereiten durch das Arrangement von sehr gelungenen Jugendfesten und die Aufführung von Volksschauspielen durch die Schuljugend («Uli Rotach», «Die Schlacht am Stoss», «Der Savoyarden Knabe», «Die kleine Lautenspielerin» etc.)

Mit einer kräftigen Basstimme begabt, war er nicht nur ein guter Sänger, sondern suchte durch Leitung von Gesangsvereinen in Villmergen und Anglikon den Volksgesang zu fördern.

Wiederholt versah er bei Vakanzten stellvertretungsweise die Lehrstellen in Hilfikon und Anglikon in der Weise, dass er nach Schluss der Schule zu Villmergen, also abends, dort Unterricht erteilte.

In seinem erzieherischen Wirken wurde er getreulich unterstützt von seiner Gattin. Im Jahre 1860 wurde eine Kleinkinderschule eingerichtet, der meine Mutter als Leiterin vorstand, und 1861 wurde sie an die neu errichtete obere Arbeitsschule als Lehrerin gewählt.

Bei Festanlässen, Kirchenfesten etc. kam ihnen ein Hauptanteil an dem Arrangement, Dekorationen usw. zu.

In diese Zeit fällt auch die Tätigkeit meines Vaters als Mitarbeiter des «Boten für Berg und Thal» und des «Freienämter Wochenblattes».

Finanzielle Sorgen – die mittlerweile auf Fr. 900 angewachsene Besoldung reichte zur Erhaltung der neunköpfigen Familie begreiflicherweise nicht mehr aus – einerseits, dann aber auch die Sorge um die Gesundheit, die durch den anstrengenden Schuldienst erschüttert war, zwangen meinen Vater, sich nach einem andern Erwerb umzusehen. Ein Versuch mit der Seidenzucht, welche das Halten und Aufziehen von Seidenraupen und die Anpflanzung von Maulbeerbäumen erforderte, führte nur zu Enttäuschungen.

Im Jahre 1868 erfolgte seine Wahl als Verwalter und Kassier der Ersparniskasse der Bezirke Bremgarten und Muri. Die Stelle war damals mit Fr. 1400.– besoldet. War diese Mehrbesoldung gegenüber derjenigen als Lehrer für meine Eltern eine erfreuliche Unterstützung, so auferlegte diese neue Stelle meinem lieben Vater auch vermehrt neue Pflichten. – Abgesehen davon, dass ihn die neue Stelle in ein bisher ungewohntes Arbeitsfeld einführte, hatte er auch täglich den 1½-stündigen Weg von Villmergen nach Bremgarten hin und zurück zu machen, denn das Büro der Sparkasse befand sich damals noch in Bremgarten im Hause des Herrn Gerichtsschreibers Weisenbach. Später wurde dasselbe nach Villmergen ins Schulhaus verlegt. In dieser Zeit stand unsere Familie in grosser Gefahr, ihren Ernährer und mit ihm ihr Liebstes auf Erden zu verlieren. Mein Vater wurde vom Nervenfieber befallen, und mehrere Tage war das Schlimmste zu befürchten. Aber auch nach dem glücklichen Überstehen der Krankheit konnte er sich nicht mehr so recht seiner Gesundheit erfreuen.

Im Januar des Kriegsjahres 1871 (Deutsch-französischer Krieg 1870/71) folgte unsere Übersiedlung nach Wohlen, wo wir die Wohnung im Gemeindehaus bezogen, allda sich auch das Büro der Ersparniskasse befand. Ausser Vater und Mutter waren wir noch vier Geschwister. Drei kleine Geschwister hatten wir auf dem Friedhof zu Villmergen zurückgelassen.

Wir hatten jetzt ungesorgtes Brot, und zu unserem Familienglück fehlte nichts – als ein gesunder Vater. Das war freilich viel, sehr viel. Äusserlich hatte der Vater mit seinem langen schwarzen Vollbart, mit seiner männlichen geraden Statur das Aussehen eines gesunden Mannes; der nächtliche Husten, der ihn beständig plagte, liess uns aber über seinen Zustand keinen Zweifel. Mehrwöchige Kuraufenthalte in den Jahren 1872 und 1873 im Eigenthal und auf Rigi-Klösterli vermochten zwar vorübergehend etwas Besserung zu bringen, aber leider keine bleibende.

Neben der Verwaltung der Sparkasse, die sich unter seiner Führung von einem kleinen Sparhafen zu einem lebenskräftigen Institute entwickelt hatte, lag dem Vater auch noch das Inspektorat über die Gemeindeschulen eines der zwei Kreise des Bezirks Bremgarten ob. An

den politischen und sozialen Fragen, so namentlich in Schul- und Eisenbahnangelegenheiten (Aarg. Südbahn) nahm er regen Anteil, und wo er in Versammlungen sprach, da liess er sich mit weit vernehmbarer Stimme hören. Als Redaktor des im Jahre 1868 ins Leben gerufenen Wohler Presseorgans «Freiämter Stimme» hatte er in dieser bewegten Zeit kirchlicher (Unfehlbarkeitsdogma des Papstes) und politischer (Verfassungsrevisionen von 1872 und 74) Kämpfe eine schwere Aufgabe. Denn ebensowohl er ein überzeugungstreuer Freisinniger und entschlossener Anhänger einer fortschrittlichen Politik war, ebensowohl waren ihm bei seinem menschenfreundlichen und gutherzigen Wesen persönliche Händel zuwider.

Seine patriotische Gesinnung dokumentierte er kurz vor seinem Tode, indem sein letzter Ausgang bei schweren körperlichen Leiden der Abstimmung vom 19. April 1874 galt, in der er die neue eidgenössische Bundesverfassung, welche einen bedeutenden politischen Fortschritt bedeutete, annehmen half.

Am 20. Mai 1874, nachdem er noch rührenden Abschied von uns genommen, starb er, der uns ein so liebevoller Vater gewesen.»

Die folgenden Übersichten geben Einblick – allerdings ein unvollständiges Bild! – über Friedrich Beylis vielseitige Tätigkeit als Beamter, Politiker und Chronist:

Berufliche Laufbahn

- 1873 Lehrling bei der Ersparniskasse Bremgarten-Muri
- 1874 Gehilfe bei der Ersparniskasse Bremgarten-Muri
- 1897 Wahl als Gemeindegassier, Schul- und Kirchenkassier, Zivilstandsbeamter, Verwalter des Elektrizitätswerks, Aktuar der Steuerkommission
- 1898 Verwalter der Wasserversorgung
- 1905 Experte für die Neugestaltung der aarg. Staatsrechnung
- 1906 Vizepräsident der aarg. Bezirkssteuerkommissionen
- 1907 Rücktritt als Gemeindebeamter; Wahl zum Revisor der aarg. Finanzdirektion

- 1908 Vizepräsident des kantonalen Steuerbüros
- 1913 Wahl zum kantonalen Steuerpräsidenten

Tätigkeit in Behörden und Vereinen

- 1880 Mitbegründer des Vereins junger Kaufleute; 1880–92 Präsident
- 1882 Mitglied der Kulturgesellschaft des Bezirks Bremgarten; seit 1890 Aktuar
- 1884 Mitglied der Donnerstagsgesellschaft; 1886–88 Aktuar, 1890 Präsident
- 1889 Mitglied der Schulpflege; 1889–95 Aktuar
–97
- 1894 Mitglied des Bezirkskomitees der Freisinnig-demokratischen Partei
- 1894 Präsident des Vereins der Freisinnigen Wohlen
–97
- 1894 Mitglied des Vorstandes der Handwerkerschule Wohlen; Aktuar
- 1897 Mitglied des Verwaltungsrates der Elektrizitätsgesellschaft Wohlen
- 1904 Vorsitzender der Gründungsversammlung der Freisinnigen Jungmannschaft Wohlen
- 1904 Mitglied der Bibliothekskommission der Freisinnigen Jungmannschaft
–08

Wohnorte

- 1856 Villmergen (siehe: S. 9, 22, 24)
–71
- 1871 Wohlen (siehe: S. 11, 28, 31, 35, 36)
–1912
- 1912 Aarau (Laurenzenvorstadt, «Rössligut»)
–16

Der Chronist

Der bedeutendste Beitrag zur Geschichte der Gemeinde Wohlen sind die «Mitteilungen aus dem Stillleben und Haushalte der Gemeinde Wohlen». Es erschienen 6 broschiierte Hefte in der Zeit von 1899 bis 1905.

Im Vorwort zum ersten Heft schreibt Beyli: «Die nachfolgenden Mitteilungen haben keinen amtlichen Charakter; sie sind der persönlichen Absicht des Verfassers entsprungen, einen Einblick in die geräuschlose Thätigkeit des Gemeindeorganismus zu gewähren und zugleich das Interesse des einzelnen Gemeindegossen am gemeinsamen Haushalte zu wecken.» Im abschliessenden Satz dieses Vorworts drückt Beyli aus, was ihn wohl bei all seinen Nachforschungen über vergangene Zeiten angeregt hat: Hauptzweck sei es, für die Heimatkunde Freunde zu werben.

Da diese «Mitteilungen» kaum mehr aufzutreiben und schwer zugänglich geworden sind, seien die Inhalte kurz vorgestellt:

1. Jg. 1899, hg. von der Buchdruckerei Joh. Keller, Wohlen, 19 S.; Werden, Leben und Sterben in Wohlen; Bauliche Entwicklung des Dorfes; Vom «Nervus rerum» (Steuerstatistik); Chronik von Wohlen, 1. Teil.
2. Jg. 1900, hg. von der Buchdruckerei Joh. Keller, Wohlen, 26 S.; Zivilstands-Statistik (1817–1899); Orts- und Flurnamen; Chronik von Wohlen. Erste Fortsetzung.
3. Jg. 1901, hg. von der Buchdruckerei Joh. Keller, Wohlen, 22 S.; Die Bevölkerung von Wohlen. Leben, Werden und Vergehen im 19. Jahrhundert. Volkszählung von 1900; Unsere Taufnamen (Herkunft und Bedeutung); Chronik von Wohlen. Zweite Fortsetzung.
4. Jg. 1902, hg. vom Gemeinnützigem Ortsverein Wohlen, 44 S., 13 Abb., 1 Karte; Wohlen vor hundert Jahren.
5. Jg. 1903, hg. vom Gemeinnützigem Ortsverein Wohlen, 40 S.; Chronik des Gemeinnützigem Ortsvereins; Die Leute von Wohlen einst und jetzt nach Namen, Zahl und Herkunft.

6./7. Jg., hg. vom Gemeinnützigen Ortsverein Wohlen, 1905, 84 S., 54 Abb.; Das Dorf Wohlen. Die Häuser und ihre Bauart.

Offenbar war eine Fortsetzung der Reihe geplant, denn 1923 wurden in der «Freiämter Zeitung» (9. und 16. Februar) Bruchstücke zum Thema «Dorfleben» publiziert: 1. Verkehrsanfänge, 2. Erinnerungen und 3. Von den Wirtschaften.

Anlässlich der 34. Jahresversammlung der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau, die am 18. Juni in Wohlen stattfand, hielt Beyli einen Vortrag über: «Das Dorf Wohlen, Geschichtliches und Baugeschichtliches» und erntete «lebhaften Beifall»³⁾.

Als Redaktor der «Freiämter Stimmen» (seit 1883) verfasste und publizierte Friedrich Beyli eine Reihe von Aufsätzen zur Geschichte des Freiamtes und der Gemeinde Wohlen, die teils unter der Bezeichnung «Feuilleton», teils in der Rubrik «Freiamt» erschienen. Um seine Interessen und seine enorme Arbeitskraft anzudeuten, seien die wichtigsten erwähnt:

Aus der Franzosenzeit (publiziert in «Freiämter Kalender» für 1998) 10 Folgen, 10. Dezember 1887 bis 14. Januar 1888

Lebensweise und Gebräuche der alten Freiämter

15 Folgen, 14. Januar bis 10. März 1888

Aus der Geschichte des Freiamtes

254 Folgen

- I. Chronik des Klosters Muri (1–14), 17. Juni bis 5. August 1893
- II. Ritter, Burgen und Schlösser, (16–31), 12. August bis 7. Oktober 1893
- III. Städte und Dörfer zur Ritterzeit (32–64), 11. Oktober 1893 bis 31. Januar 1894
- IV. Kriegswesen, (65–74), 3. Februar bis 7. März 1894

3) Argovia, Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau, 32. Band, Aarau 1907, S. 5.

- V. Kriegereignisse (75–155), 10. März 1894 bis 16. März 1895
- VI. Kirchenwesen (156–181, 175–182), 30. März bis 17. August 1895
- VII. Schulwesen (183–238), 28. September 1895 bis 2. Mai 1896
- VIII. Feuerwehrwesen und Brandchronik (239–254), 7. Oktober bis 30. Dezember 1896

Aus frühen Tagen

7 Folgen, 4. November bis 28. November 1896

Die alten Freiämter (nachfolgend publiziert)

17 Folgen, 8. August bis 7. Oktober 1896

Aus der guten alten Zeit

4 Folgen, 19. Dezember bis 30. Dezember 1896

Unsere Märkte

3 Folgen, 25. Mai bis 1. Juni 1906

Flur- und Lokalnamen in Wohlen

8 Folgen, 8. Juni bis 3. Juli 1906

Die Schlacht auf dem Emmetfeld

4 Folgen, 17. April bis 27. April 1906

Zur Lektüre seiner «Lebenserfahrungen»:

Das Gedächtnis und mit ihm jede erinnerte Geschichte – im grossen und im kleinen – baut auf Erinnerungsfetzen auf. Wenn ein so ernsthafter und exakt denkender Mann wie Friedrich Beyli über sich selber schreibt, wird er sich den Ereignissen zuwenden, die für ihn mitteilungswürdige Spuren hinterlassen haben und von denen er annahm, dass sie für den ins Auge gefassten Leser, seine Nächsten und seine Kinder, von Bedeutung seien. Diese Darstellung von Spuren gewährt Einblicke in Privates, das einerseits die Persönlichkeit des Ver-

fassers charakterisiert, andererseits auch zeitbedingte Perspektiven deutlich macht. Da der Vater in erster Linie für seine Nachkommen berichtet, ist es auch verständlich, dass er über seine Ehe und seine Kinder wenig sagt. Im Urteil über Zeitgenossen ist er sehr zurückhaltend; Namen nennt er nur, wenn er sie mit Respekt und Dankbarkeit nennen kann und will. Die hervorstechenden Eigenschaften des Verfassers, die sich aus der Wahl der erinnerten und dargestellten Ereignisse und der sprachlichen Fassung ergeben, sind Wille zur Sachlichkeit, tiefes Verantwortungsbewusstsein, Gerechtigkeitssinn und Engagement für Gesellschaft und Fortschritt.

Literatur

Beyli Friedrich, Haus-Chronik der Familie Beyli in Wohlen, Nachschrift

Chronik des altadeligen, rhätischen Geschlechts der Beeli von Belfort und deren Nachfahren, Bd.1, Ludwig Böhli u.a., Appenweier, Heidenheim, Karlsruhe und Oftersheim, 1991, 368 S.; Bd. 2, hg. von Johanna Böhly, Friedrichstal, 1992 (enthält die Chronik des Johann Beeli, verfasst 1859–1861), 164 und 154 S.; Bd.3, hg. von Bernhard und Johanna Böhly, Friedrichstal 1996, 854 S. (enthält im Anhang die Haus-Chronik von Friedrich Beyli in Faksimile, 110 S., und die Nachschrift, 76 S.)

«Freiämter Stimmen», Jg.1887 ff. (GA Wohlen)

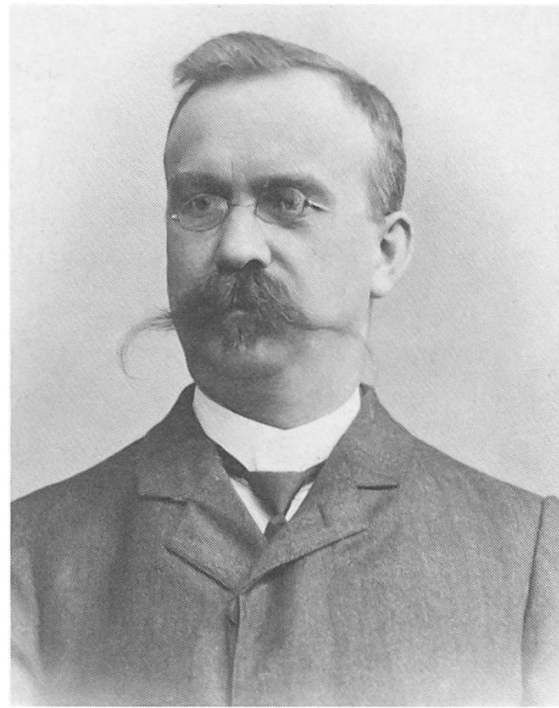
«Mitteilungen aus dem Stilleben und Haushalte der Gemeinde Wohlen», verfasst von Friedrich Beyli. Wohlen 1899, 1900, 1901, 1902, 1903 und 1905.

Schaffner Ernst, 50 Jahre Volksbibliothek Wohlen, Wohlen 1957

Lebenserinnerungen von Friedrich Beyli-Wohler



*Bertha Beyli-Wohler,
1853–1921, Tochter des Peter
Wohler, zum «Rössli», und der
Josefa, geb. Bruggisser*



Friedrich Beyli, 1856–1916

Originaltext nach der Nachschrift, stellenweise leicht gekürzt. Mit gütiger Erlaubnis von Herrn Jürg Beyli, Binningen, dem Urenkel des Verfassers, dem wir für seine Bereitschaft herzlich danken.

«Es war einmal...» – so leiten gewöhnlich die Mütter ihre «Geschichten» ein, welche sie ihren Kindern erzählen. So könnte ich auch «meine Geschichte» beginnen.

«Es war» – Dieses «es» war ich, das zweitälteste Kind, der älteste Knabe unbemittelter braver Eltern einer ehrbaren Dorfschulmeisterfamilie. Beim Beginn meiner Lebensbahn war ich gerade so gross als eben gewöhnliche Menschenkinder zu sein pflegen, wenn sie zur Welt kommen, so gross, dass ich in der Wiege mit dem hölzernen Gestell und den aus Weiden geflochtenen «Beinen» ganz wohl Platz hatte. Der Fuss des Gestelles bildete einen schwachen Bogen, auf dem die Wiege hin und her schaukelte, zu welchem Zwecke man an letztere eine Schnur gebunden hatte. Der «Nüggel», mit dem man damals noch die kleinen Kinder «geschweigete», war nicht aus Kautschuk wie heute, sondern bestand aus einem leinernen viereckigen Tüchlein, in das man gekautes Brot, mit Zucker vermischt, legte und mit einem Faden zuband. Von Zeit zu Zeit wurde dann dieser «Geschweiger», mit dem man bei reich und arm den Kindern den Mund verstopfte und dessen für den Mund bestimmte Teil gewöhnlich den Umfang einer ordentlichen Baumnuss besass, in Zuckerwasser eingetunkt, d.h. dann, wenn der junge Erdenbürger wieder zu schreien anfangte. Das Hauptnahrungsmittel kleiner Kinder war damals noch ein dicker Mehlbrei («Bappen»), den man ihnen mit einem beinernen Löffelchen oder auch mit dem blossen Zeigefinger der rechten Hand in den Mund stopfte. Dannzumal hätte man sich noch nicht getraut, die Kinder mit dem natürlichsten und einfachsten Nahrungsmittel, mit der Milch allein, wie das heutzutage geschieht, grosszuziehen; man hätte befürchtet, die Kleinen müssten Hungers sterben, und glaubte, die Milch sei eigentlich nur da, um damit den Durst zu stillen.

Meine Eltern mögen meine Ankunft nicht ungern gesehen haben, kam ihnen doch nach dem erstgeborenen etwas zarten und schwächlichen Mädchen als zweite Auflage ein fester männlicher «Prügel» natürlich gerade recht. Was man von meinem um ein Jahr ältern Schwesterchen rühmte, ein «hübsches Kind» zu sein, das war ich zweifelsohne nicht. Dafür war im Verhältnis zu meinem übrigen Corpus mein Kopf viel zu gross, die Haut zuwenig zart und fein. Die Brüder meiner Mutter sollen denn dieselbe damit gerne geneckt, oder wie

man sagt «aufgezogen haben», indem sie verabredetermassen zu ihr sagten: «Aber Wiesi (mundartlicher Ausdruck für Aloisa), du häschst au en wüeste Bueb.» – Die Mutter, so meinte sie später zu mir selbst, habe mich trotzdem «schön» gefunden; wie eben die Mütter sind, die ihre eigenen Kinder für die bravsten und schönsten halten, besonders wenn es sich um den Erstgeborenen handelt – solange sie eben klein sind. Der Vater, wie die Väter überhaupt sind, liess sich nicht gern in solche Gesprächsthemen ein. Ihm waren alle Kinder lieb, wenn sie nur folgsam und brav waren; er war ein wirklicher Kinderfreund. «Brav» sei ich als Kind gewesen, das sagte man mir später des öftern, d.h., ich störte die Nachtruhe selten durch Schreien und liess mich mit dem «Lülly» gern zum Schweigen bringen.

Das sind natürlich Dinge, deren ich mich nicht erinnere, die ich nur vom «Hörensagen» kenne. Jetzt bin ich am Ende des vierten Dezenniums meines Lebensalters angelangt. Der gereifte Mensch sinnt gerne etwa in die Jahre seiner Kindheit zurück; er gedenkt des Lebensfrühlings, da er weder Sorgen noch Leiden, sondern nur Freude und Wonne und ungebundenes Leben kannte; er versetzt sich im Geiste zurück in die Jugendzeit, deren Schönheit ihm erst später so recht bewusst wurde. Er erinnert sich mutwilliger Jugendstreiche und ist noch im vorgerückten Alter froh, dass der eine oder andere keinen schlimmen Ausgang genommen, ist seinen Eltern dankbar, dass sie ihn vom unrechten Weg abgehalten. Könnte er die Jahre zurücknehmen, wie wollte er die Sachen anders angreifen, wie wollte er das Leben anders auffassen und sich für seinen Beruf tüchtig vorbereiten. So haben schon Hunderte und aber Hunderte kalkuliert, wenn es zu spät war. In die Jugendzeit zurück hat sich schon mancher gewünscht, aber jung ist keiner wieder geworden.

Meine längsten Erinnerungen reichen in jenes Alter zurück, da man mir die ersten Höschen noch von der Seite aufknöpfte, wenn es etwa galt, den empfindlichen Hinterteil meines Körpers mit der Rutte hinter dem Spiegel in Bekanntschaft zu setzten. Wir wohnten damals unweit der Dorflinde zu Villmergen, in der Nähe des Baches bei braven, lieben Bürgersleuten zur Miete. Wir Kinder waren dem schon im bestandenen Alter stehenden Ehepaar, das eine einzige Tochter besass, stark ans Herz gewachsen. Bei Tag und Nacht, wir schliefen oft

bei ihnen, waren sie nicht «sicher» vor uns und taten uns viel Gutes. Unser Spielplatz war bei den Linden. Jenseits des Dorfbaches, hart an denselben anlehnend, stand ein altes, wackeliges Strohhhaus, das seitdem, d.h. vor wenig Jahren abgebrannt ist. Durch das «Tenn» gelangte man in die Küche und von dieser erst in die Stube. In dem niedern Stübchen klopfte ein braver Handwerksmann von der Schusterzunft sein Leder. Den Verkehr über den Bach vermittelte ein schmaler hölzerner Steg, und gewiss hat das Mutterherz mehr wie einmal gezittert, wenn Fritzchen seinen Weg zum Nachbarn Philipp, so hiess der alte Schuster, machte. Der hatte es mir jungen Erdenbürger angetan, ob, weil er, immer holdselig lächelnd, mit ebenso grossem Ernst den Schnupftabak mit Daumen und Zeigfinger zur Nase führte, oder weil er mich ungestört mit Hammer und Zange hantieren liess – ich vermag es nicht zu sagen, aber täglich oder täglich mehrmals sass ich neben des alten Schusters Dreibein auf dem Boden, mit Spielen mir die Zeit vertreibend. Gott hab ihn selig, den alten guten Philipp; aber seine Schuld ist es gewiss nicht, dass ich nicht ein Schuhflicker geworden bin.

Damals war Herr Ronca noch nicht gar lange in Villmergen als Pfarrer aufgezogen. Seine Freundschaft mit meinem Vater führte ihn öfters, fast täglich zu uns ins Haus. Er war ein stattlicher Herr mit krausem, schwarzem Lockenhaar und um seinen sonst strengen Mund spielte gern ein sanftes Lächeln. Wie ich zu dem ehrwürdigen Manne Gottes aufschaute, wenn er mit seiner Hand mir die Haare streichelte, muss in mir der Gedanke aufgetaucht sein, dass ich auch so ein geistlicher Herr mit langem schwarzem Rock und einem Stock mit elfenbeinernem Griff in der Hand werden möchte.

So kam es denn, dass, wenn gelegentlich aus dem Munde eines gwundrigen Weibes die Rede über mich ging: «Der ischt au scho gross; was witt denn egetli werde, gwüss en Schuellehrer wie de Vater» – dass ich alsdann im Gedanken an den braven Schusterphilipp und an den ehrwürdigen Herrn Ronca mit der Antwort herausplatzte: «Nei, en Lehrer wott i kene geh, aber en *Schuemacher* oder en *Pfarrer* wott i werde.»

Mit der Berufswahl hatte es freilich noch gute Weile. Vorerst hatte ich ja noch nicht einmal die Dorfschule zu besuchen. Um das Jahr

1860, genau ist mir das Datum nicht bekannt, bezog unsere Familie die Wohnung im Schulhaus, wo mein Vater aus Ersparnisrücksichten neben der Lehrerstelle diejenige des Schulabwartes übernommen hatte. In diesem Jahr begann meine Mutter eine Kleinkinderschule zu leiten, die etwa ein Dutzend «Zöglinge» zählte, zu denen auch ich gehörte. Was ich als 4- bis 5jähriger «Häfelischüler» geleistet, dessen erinnere ich mich nicht mehr; es wird wenig genug gewesen sein; etwas beten und die Finger abzählen. Nur dessen entsinne ich mich ganz genau, als ob es gestern gewesen wäre, dass ich einmal auf dem Ofenbänkli, das zugleich als «Schambänkli» zur Bestrafung des Ungehorsams diente, sass, als Herr Pfarrer Ronca auf Besuch kam.

In die erste Hälfte der sechziger Jahre fiel die Bauzeit der Kirche zu Villmergen. Über eine grosse Treppe, die vom Friedhof zum Dach der Kirche hinüberführte, hatten wir Dorfkinder Ziegel zur Kirche zu tragen, was wir nach der Art der Kinder lieber taten, als dass wir zur Schule gingen. Zur Abhaltung des Gottesdienstes war auf dem Friedhof hinter dem Beinhaus eine grosse Bretterhütte aufgestellt. Im Winter und überhaupt bei kaltem Wetter wurde der Gottesdienst in den dritten Stock des Schulhauses verlegt. Dass es da für den Schulhausabwart viel Reinigungsarbeiten gab, ist begreiflich. Wir älteren Kinder, meine ältere Schwester und ich, wurden denn auch bald zur Mit Hilfe herangezogen, Schulzimmer, Gänge und den freien Platz vor dem Schulhaus mit dem Besen zu bearbeiten. Daneben hatten wir die kleineren Geschwister zu hüten. Mir speziell fiel bald einmal die Aufgabe zu, für die Küche und die kleinern Öfen das Holz zu spalten und am Abend das Holz für die Schulöfen aus dem Holzhaus herbeizuschaffen, in den Ofen zu stützen und am Morgen frühzeitig in Brand zu stecken. Dafür durfte ich die Holzäsche beanspruchen, die ich verkaufte und die mir immer einige Batzen abwarf, von denen ich nicht einen unnütz weggab.

Für Spiel und freie Bewegung blieb uns noch Zeit genug übrig, und dem Vater gereichte es zum besonderen Vergnügen, an Freiabenden mitzuspielen, im Winter mit uns Schneebällen zu werfen und selbst zu schlitteln. Die stark absteigenden Wege in der Nähe des Schulhauses boten hiefür gute Gelegenheit. Uns Knaben war es ein besonderes Vergnügen, bis weit in den Wald hinauf zu steigen und dann den

steilen Berg hinunter zu gleiten. Hin und wieder kam es auch vor, dass wir einem der Männer, welche mit grossen Schlitten Holz zu Tal fahren, hinten aufsassen. Da ging es mit Windeseile den Berg hinunter, dass einem fast hören und sehen verging. Freilich ist dieses Holzschlitteln auch mit grossen Gefahren verbunden; schon mancher rüstige Mann, der bei der schnellen Talfahrt das Fahrzeug nicht mehr zu meistern vermochte, ist dabei verunglückt; mehrere haben schon dabei das Leben lassen müssen. Im Sommer bot uns der nahe Wald einen um so beehrterem Spielraum, als da der essbaren Beeren in Hülle und Fülle gedeihen.

Mit Beginn des siebten Altersjahres hatte ich die obligatorische Schule zu besuchen. Lehrer der Unterschule war damals J. Koch, der, wenn ich mich recht erinnere, in Klosterschulen sich für den Geistlichen Stand vorbereiten wollte, es dann aber nur zu einem mittelmässigen Dorfschullehrer brachte, der das Vorbild des Erziehers nicht in Heinrich Pestalozzi erkennen wollte und sich über diesen idealen Menschen und Jugendfreund sogar abschätzig auszusprechen wagte.

Mein zweiter Lehrer, Herr Xaver Zubler, an der Mittelschule, war ein gewissenhafter gutmeinender Mann. Er hatte eine eigene Vorliebe für das Rechnen und speziell das Kopfrechnen. Er erklärte uns die Benennung von Zahlen in riesigen Summen, mit so vielen Nullen als auf der grossen Schultafel Platz hatten. Gegen Schluss des Schulhalbtages wurde regelmässig Kopfrechnen geübt, und wer eine Rechenaufgabe zuerst gelöst hatte, konnte nach Hause gehen – einer nach dem anderen. Herr Zubler war ein begeisterter Anhänger des Fortschritts, besonders in Schulsachen; seine Eigenart, mit lauter, fast schreiender Stimme zu unterrichten, und sein eigenartiges, fast schroffes Wesen, dem aber jede Bössartigkeit fern lag, zogen ihm Widersacher und Spötter zu. Seine Vorliebe für die Kalenderliteratur (Brattig) erbrachte ihm von böser Leute Mund den Zunamen «Brattiger». Mit Recht trat er gegen das wüste Treiben der Nachtbuben und das wilde Benehmen in der Fastnacht auf; aber er wurde wenig gehört. Im Gegenteil nahmen böse Buben daraus Anlass, ihn zu ärgern. Ergreifend war Zublers Abschied von der Jugend und seinen Mitbürgern. Kurz vor seinem Tode von ihm schriftlich abgefasst,

wurden seine Abschiedsworte am offenen Grab verlesen, und kein Auge blieb von Tränen leer. Zubler starb 1886.

In die Oberschule vorrückend, genoss ich während zweier Jahre den Unterricht meines Vaters. Ich könnte nicht behaupten, dass er mich anders behandelte als andere Schüler; mitunter nur schien es mir, als ob er mit Bezug auf Disziplin sogar strenger wäre. Gewaltmassregeln bedurfte er keiner; nie habe ich gesehen, dass er andere Knaben körperlich züchtigte. Selbst seinen eigenen Kindern gegenüber nahm er höchst selten zu körperlicher Strafe Zuflucht, sondern überliess das lieber der Mutter. Wenn es bei ihm eine Vorliebe für das eine oder andere Fach überhaupt gab, so könnte es das Deutsche und die Vaterlandskunde gewesen sein. Wie die meisten Schüler, so ging auch ich gern zu ihm in die Schule.

Das Gleiche müsste ich auch vom Unterricht des Herrn Oberlin sagen, zu dem ich noch ein Jahr in die Fortbildungsschule ging. Sein Unterricht war anregend, seine Lehrmethodik von gutem Einfluss.

Im Frühling 1869 bestand ich die Aufnahmeprüfung in die Bezirksschule Wohlen und wurde definitiv aufgenommen. An derselben wirkten damals als Hauptlehrer: Herr Rektor D. Maeder von Baden (für Deutsch, Geschichte und Latein), Herr C. Seiler von Mägenwil (für Französisch und Geographie), Herr Dinkelmann (für Mathematik, Naturgeschichte, Schreiben und Turnen). Hilfslehrer für den Gesangsunterricht war Herr Victor Stauffer, an die Stelle Seilers trat während meiner Schulzeit ein von Aarburg kommender Dr. Michel.

In Kost, d.h. zum Mittagessen, war ich bei der Familie Wildi, Pflegers; es sei bei mir unvergessen, wie gut ich es da hatte um 3, sage drei ganze Batzen. Nicht selten kam ein Extra-Plättchen auf den Tisch, und bevor ich wieder zur Schule ging, wurden mir noch die Hosentaschen mit Äpfeln gefüllt. Aber auch der Schulgang von Villmergen nach Wohlen bot allerlei Kurzweil; wir waren damals unserer etwa acht Kameraden, die regelmässig zusammen den Gang nach Wohlen machten, und da trug sich manch heitere, mitunter auch etwa eine ernste Szene zu. Doch gearbeitet musste auch werden. Im Winter war es immer noch stockfinstere Nacht, wenn wir uns auf die Beine machten. Vielmal war ich schon um vier Uhr aus den Federn,

um noch die Aufgaben zu lösen und mich für den Unterricht vorzubereiten. Das Morgenessen bereitete ich zumeist selbst zu, die Kleider musste ich selbst reinigen und auch mir die Schuhe wixhen. Einmal kam es vor, dass ich den einen gewichst, den andern ungewichst angezogen hatte, und da es noch dunkel war, bemerkte ich erst ausserhalb des Dorfes, dass von meinem Schuhgespann nur die Hälfte in schwarzem Glanz paradierte. Eine Bürste zur Nachholung des Versäumnisses hatte ich nicht zur Hand, zurück wollte oder konnte ich der vorgerückten Zeit wegen auch nicht mehr, und so wusste ich nichts Besseres zu tun, als den gewichsten Schuh im Bache zu waschen, um ihn dem nicht gewichsten gleich zu machen. – Sehr oft musste ich mir im Winter am Morgen durch den frisch gefallenen Schnee über die Dorfmatte hinweg zuerst Weg bahnen, da der Weg noch von keinem Fuss betreten worden war. Im Sommer gereichte uns die tägliche Tour zum besonderen Vergnügen. Meine damaligen Schul- und täglichen Reisekameraden waren: Carl Wey IV (als cand. theol. gestorben), Emil Wey (als Architekt in Odessa), Leo Stäger (in Amerika gestorben), J. Meyer von Hilfikon (jetzt Postbeamter in Aarau), Jean Hoffmann (jetzt Gemeindeammann in Villmergen), Albert Isler (Kaufmann in Genf), Jakob Wey (Maurermeister in Villmergen), Peter Leonz Brunner und Jean Michel von Hilfikon (beide gestorben), Bertha Meyer (jetzt Frau Schmid z. Sense in Baden).

Der Gang zur Schule nach Wohlen fand seinen Abbruch durch die Übersiedlung unserer Familie nach Wohlen. Ich war dadurch des täglichen ca. einstündigen Spazierganges enthoben, aber auch um einen mit mancherlei Annehmlichkeiten verbundenen Naturgenuss gebracht.

Bevor ich in meiner Erzählung weiterfahre, möchte ich hier noch einschalten, dass es für uns Geschwister immer eine besondere Freude war, unsere Ferien bei Grossmutter in Sarmenstorf zuzubringen, wo wir von der Grossmutter und von den Geschwistern der Mutter gar gut aufgenommen wurden. Einen besonderen Reiz hatte es für mich, vom Stubenofen direkt durch ein Loch der Diele in die Schlafkammer hinaufzusteigen, welche Bequemlichkeits-Einrichtung sich vormals in vielen alten Häusern fand. Auf Neujahr beschenkten uns die Schwestern meiner Mutter regelmässig mir warmen Kleidungsstücken, Armstösseln, Kappen, Handschuhen oder Schärpen. Auch

bei Grossvaters auf dem «Beilihübel» waren wir viel auf Besuch, besonders im Herbst, wenn Äpfel, Birnen und Zwetschgen der Reife entgegengingen.

In Wohlen konnten wir uns Kinder nicht mehr so ganz dem ungewungenen freien Lauf und Spiel hingeben, weil das Gemeindehaus, in dem wir wohnten, auf allen Seiten von Strassen umgeben ist. In den Ferien machte ich mich gern bei Nachbar Rössliwirt in den landwirtschaftlichen Arbeiten nützlich, wobei ich mit Vorliebe das Fuhrwerken betrieb, d.h. mit dem Klee- oder Mistwagen aufs Feld fuhr. Dabei hatte ich noch keine Ahnung davon, dass ich, der «Unterknecht», wie man mich scherzweise nannte, später die Tochter des Hauses als Frau heimführen würde. Obwohl ich beim «Heuhahnen» und bei der «Sichellöse», bei denen ich natürlich nicht fehlen durfte, gerne etwa nach der «dicken Bertha» hinüberschielte, war mir damals noch der alte Knecht Alois zum mindesten so lieb wie die Tochter des Hauses, weil er mich in Scheune und auf dem Feld gern schalten und walten liess und mir das Vieh zu führen anvertraute. Freilich gerne hörte ich es dann auch nicht, wenn man mir abends zu Hause vorwarf, dass ich etwas stark «rössele», d.h. nach dem Stall roch, obwohl es gewiss wahr gewesen ist.

Bis zum Frühjahr 1873 besuchte ich die Bezirksschule, deren vierte Klasse ich alsdann absolviert hatte. Nach der Absicht meiner Eltern und meinem eigenen Wunsche entsprechend, sollte ich alsdann in der französischen Schweiz die französische Sprache erlernen und mich zum Kaufmann ausbilden. Aus dem Projekt wurde leider nichts, und ich musste mir in meinem Leben mit dem wenigen Französisch behelfen, das ich in der Schule gelernt hatte. Meine ältere Schwester Aloisa, die bis dahin dem Vater auf dem Bureau mit Schreiberdiensten ausgeholfen, hatte nämlich zur Erlernung des Französischen in Rolle eine Stelle angetreten; mein Vater aber bedurfte notwendigerweise bei seiner zunehmenden Kränklichkeit etwelcher Aushilfe. So nahm ich denn meinen Platz am Pulte ein, schrieb Mahnbriefe an säumige Schuldner, trug das Kassabuch ins Reine, ging auf den Wechselinkasso und half, was eben in meinen Kräften lag, meinem Vater die Arbeit zu erleichtern. Ein mehrwöchiger Aufenthalt auf der Rigi im Sommer 1873, alle ärztliche Kunst und häusliche Pflege ver-

mochten aber der Krankheit des Vaters keinen Einhalt zu tun. Es gab für ihn einen bösen Winter mit Hustenanfällen und schlaflosen Nächten. Ich besorgte unter dem Beistand der Mutter die Geschäfte der Sparkasse, so gut als ich vermochte. Wir arbeiteten gern, stets von dem Gedanken verfolgt, wenn nur der Vater uns erhalten bleibe.

Doch dessen Zustand verschlimmerte sich von Woche zu Woche, und am 20. Mai 1894 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. Kurz vor seinem Hinschied hatte er mich noch wortlos in seine Arme geschlossen. Obwohl er bei diesem Abschied kein Wort gesprochen oder vielleicht nicht mehr die Kraft fand zu reden, habe ich ihn nachher verstehen gelernt, und ich habe mir innerlich das Gelübde getan, seinen letzten Wunsch zu erfüllen, soweit meine Kraft reichen würde, das in mich, seinen ältesten Sohn, gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Und ich darf mir heute gestehen, trotz den Stürmen, die mein damals noch junges Leben umtobten, mein Gelöbnis ehrlich und festen Willens gehalten zu haben.

Ich war beim Tode meines Vaters wenig über 17 Jahre alt, und nachdem uns unser geliebtes Haupt, unser einziger Ernährer schon im 43. Altersjahr entrissen war, lag mir die Aufgabe ob, ein Wesentliches zum Fortbestand der Familie beizutragen. Noch sollte uns aber etwas Schweres, Grässliches zu erleben vorbehalten sein.

Bei der Kassa-Revision stellte sich ein Manko von Fr. 8230.– heraus. Wohl wussten wir zwar, dass bei dem einfachen Leben – am Tage kamen nur zweimal Kaffee und mittags ein Fleisch auf den Tisch – das wir führten, die Besoldung des Vaters vollauf dafür genügt hatte. An der Börse hatte der liebe Vater nie gespielt, ohne Schuldschein hatte er es kaum jemand geliehen. Nach unserem bestimmten Dafürhalten konnte das Manko nur durch einen Fehler in der Buchführung entstanden sein, was mir um so wahrscheinlicher schien, als das Institut damals 9 bis 10 und mehr Prozent Dividenden verteilte. Das Manko war aber da, und wir mussten dafür aufkommen. Statt in den Büchern und Rechnungen nach der Differenz zu suchen oder durch einen geschäftsgewandten Mann suchen zu lassen – machte uns der Vorstand kurzerhand für das Manko verantwortlich. Kniefällig bat meine Mutter die drei Herren, deren Namen ich hier verschweigen will, um Beistand und Rat, wie zu helfen sei. Die Antwort eines der

Hartherzigen lautete dahin, dass, wenn wir das Geld nicht beibrächten, Weib und Kindern als Mitwissern das Zuchthaus offen stehe! Grosser Gott, wir Armen, die wir gearbeitet und gelitten Tag und Nacht, mussten zu dem schweren Verlust, den wir durch den Tod des geliebten Vaters erlitten, uns noch solches sagen lassen – ungerächt, und da wir doch wussten, dass der Hingeschiedene so wenig, wie wir auch nicht, einen Centime veruntreut hatte. Es hätte aber dieser gewaltsamen Pressung – nichts anderes als das war das Vorgehen des Vorstandes, der vielleicht fürchtete, selbst für das Defizit verantwortlich gemacht zu werden oder von den hohen Dividenden wieder etwas herausgeben zu müssen –, es hätte, sage ich, dieser Drohung nicht bedurft. Schon um jeden Schein eines Makels von unserem lieben Vater abzuwenden, war ich entschlossen, alles auf meine Schultern zu nehmen, möge kommen, was da wolle.

Auf Anfrage hatte sich eine vermögliche Base, Frau Tschäppät-Keller in La-Chaux-de-Fonds, bereit erklärt, gegen Bürgschaft Fr. 7000.– vorzuschliessen. Unter andern wurden auch die beiden Onkel geistlichen Standes (ein Bruder meines Vaters selig und ein Bruder meiner Mutter) um Beistand als Bürgen gebeten, jedoch vergeblich. So reiste ich denn schweren Herzens eines Morgens früh nach La-Chaux-de-Fonds hinauf und erreichte, was ich zu erhalten kaum hoffen zu dürfen glaubte. Ich kam mit Fr. 7000.– nach Hause, die, in Banknoten genau abgezählt, gierig von dem Vorstand der Sparkasse behündigt wurden. Weitere Fr. 1000.– schoss die Sparkasse gegen *Hinterlage* von zwei Aktien vor, die das ersparte Kapitalvermögen meines Vaters repräsentierten, und den Rest legten wir Kinder aus unsern Ersparnissen zusammen. So war denn das Werk vollbracht. Von dem allerdings unter Vorbehalt gegebenen Versprechen, uns fernerhin die Verwaltung der Sparkasse anzuvertrauen, um mit der Besoldung die Schuld nach und nach abtragen zu können, wollte man nachher nichts mehr wissen. Andererseits gebe ich zu, dass ein solches Arrangement, und wenn es auch nur ein Provisorium gewesen wäre, bei meinem jugendlichen Alter seine Schwierigkeiten gehabt hätte. Was mir aber als das Schändlichste von allem vorkam, das war die Tatsache, dass wir den Vorschuss von Fr. 1000.–, den wir gegen ganz solide Hinterlage von der Ersparniskasse erhalten hatten, anfänglich zu

dem Wucherzins von 6%, nachher zu 5% verzinsen mussten, statt dass man uns unter obwaltenden Umständen den Zins erliess oder doch in der Verzinsung und Abzahlung uns Erleichterung gewährte.

Diese und andere Erfahrungen haben mein Gemüt wohl verbittert, mich manchmal mit trüben Gedanken erfüllt, aber meine Willenskraft nicht zu erlahmen vermocht.

Als Verwalter der Sparkasse wurde Herr Lehrer Meyer von Dottikon gewählt. Die Aktionärsversammlung wählte mich zu seinem Gehilfen mit einer Besoldung von Fr. 1200.—. Im Herbst 1874 zogen wir aus dem Gemeindehaus, dessen Wohnung mit Bureau der neue Verwalter einnahm, aus und mieteten eine Wohnung im Hause des Herrn Ryffel an der Bünzstrasse, jetzt dem Herrn Plazid Stöckli gehörend. Wir bezahlten Fr. 300.— Mietzins; für den Lebensunterhalt verblieben uns noch Fr. 900.—. Da dieser Betrag unmöglich für uns fünf Personen ausreichte, so mussten meine Geschwister ihr Brot unter fremden Leuten verdienen. Mein jüngerer Bruder kam nach Vevey, später nach Montreux, wohin ihm später Schwester Marie folgte. Die ältere Schwester Aloisa kam in einen Laden nach Luzern. Sie müssen es schmal genug gehabt haben. Andererseits nagte das Heimweh an ihren Herzen. Als mein Bruder aus der Fremde heimkehrte, war er zum Skelett abgemagert und trug den Todeskeim offen mit sich herum. Nicht besser erging es meiner Schwester Aloisa, die man krank nach Hause brachte.

Um unser Auskommen zu verbessern, versuchten wir es mit der Aufnahme von Kostgängern. Da wir aber die Nahrungsmittel ausnahmslos kaufen mussten, so schaute wenig dabei heraus. Meinem Bruder gelang es, als Volontär auf der Bahnstation Wohlen Aufnahme und ein kleines Auskommen zu finden, später avancierte er zum stellvertretenden Kassier, mit dessen Besoldung freie Wohnung im Bahnhof verbunden war.

So zügelten wir am 21. Juni 1879 nach dem Bahnhof. Soweit wäre uns wieder besser geholfen gewesen, aber das kleine Glück war von kurzer Dauer. Die Kränklichkeit Bruder Melchiors machte Bedenken erregende Fortschritte; noch versah er täglich seinen Dienst, doch war er schon so hinfällig, dass er nicht mehr selbst die Treppen hinauf zu steigen vermochte und ich ihn zum Essen und nach Feier-

abend auf den Armen hinauftragen musste. Am 11. Dezember 1879 starb der Brave, erst 19 Jahre alt. Schon am 23. Februar 1880 folgte Schwester Aloisa ihrem Bruder im Tode. Sie starben beide, wie der Vater, an Lungenleiden.

Die Zentralbahn war nach dem Tode meines Bruders so entgegenkommend, die Wohnung im Bahnhof gegen den billigen Mietzins von 180 Franken jährlich uns zu belassen. Wir bedurften sehr dieser Nachsicht, denn die Verzinsung unserer Schuld erforderte jährlich Fr. 400, und daneben sollten wir auch nach und nach das Kapital abzutragen trachten. Nach La-Chaux-de-Fonds sollten wir neben dem Zins noch jährlich gemäss der Schuldverpflichtung Fr. 500.– abzahlen. Bei allen Anstrengungen vermochte ich das nicht zu leisten, doch gelang es uns, unter Auferlegung mancher Entbehrungen, kleinere Ratenzahlungen zu machen.

Indessen hatten die Schicksalsschläge und der aufregende Kampf ums Leben meine eigene Gesundheit erschüttert. Ich musste zeitweise Blut speien und den Arzt zu Rate ziehen. Man sagte mir, dass ich an der Schwindsucht leide. In einem Winter trank ich über 30 Fläschchen Lebertran, und das tat seine gute Wirkung. Zur vollständigen Herstellung meiner Gesundheit machte ich im Sommer 1881 eine dreiwöchige Kur auf «Eigenthal» am Fusse des Pilatus. Es war mir damals doppelt daran gelegen, mich wieder gesund und munter zu fühlen, indem ich eine Liebschaft mit der jüngsten Tochter im Rössli angeknüpft hatte und ernstlich an die Gründung eines eigenen Hausstandes dachte. Zwar wurde mir die Sache nicht sehr leicht gemacht, indem die Verwandten meiner Zukünftigen der Verbindung entgegen waren und statt des armen Schluckers lieber einen «Herrn» in die Verwandtschaft aufgenommen hätten. Sie mochten auch nicht ohne Berechtigung meiner Gesundheit wegen einige Bedenken tragen. Das muss zwar gesagt werden, meine zukünftige Schwiegermutter, die brave ehrenwerte und verständige Rössliwirtin hatte an diesen Machinationen keinen Anteil. Und ich meinerseits, getreu dem Sprichwort «Wer will die Tochter kriegen, der muss die Mutter lieben», erzeugte mich ihr dankbar und anhänglich, und da sie «ums Leben gern» spielte, so suchten wir ihr an Sonntagnachmittagen und an Abenden die Zeit angenehm zu machen. Als ich sie um die Hand ihrer Tochter

fragte, machte sie nicht die geringsten Bedenken geltend und meinte nur, so werde es wohl nicht pressieren, wir kämen immer noch früh genug, und ich könne nicht daran denken, mit der Tochter einst ein grosses Heiratsgut einzukehren. – Die wohlmeinende gute Frau sollte unsere Verbindung nicht mehr miterleben. Am 14. April 1882 erlag sie im Alter von 68 Jahren einem heftigen Erkältungsanfall.

Die Liebe siegte, Amor triumphierte. Auf einer Ausfahrt ins Kelleramt gemeinschaftlich mit ihrem Bruder Robert, zu dem ich freundschaftliche Beziehungen unterhielt, hatten sich auf der Heimfahrt unsere Herzen entzündet und wir uns gegenseitig Treue und Liebe gelobt, und nachdem wir noch eine Zeitlang unsere Bekanntschaft geheim zu halten versucht hatten, machten wir aus unserer Herzensneigung kein Geheimnis mehr. Mein Platz im Bureau unmittelbar am Fenster gegen das Rössli gab uns Gelegenheit, zu jeder Tageszeit aus der Ferne uns Liebeszeichen zuzuwinken. Und auf dem Gang zur Arbeit oder zur Post trafen wir uns fast regelmässig.

Für meine zukünftige Lebensgefährtin war es keine ganz frohe Aussicht, mit mir durchs Leben zu gehen, denn noch lastete auf mir respektive unserer Familie ein Rest der bewussten Ehrenschild von Fr. 4600.– (Fr. 4000.– betrug noch die Schuld an die Familie Tschäppät in La-Chaux-de-Fonds und Fr. 600.– der Vorschuss der Ersparniskasse). Meine Besoldung betrug damals Fr. 1800.–. Aber item, *die Liebe siegte: Am 17. Juni 1882 wurden wir auf dem Zivilstandsamt fürs Leben verbunden, und am 20. Juni fand die kirchliche Trauung statt.*

Letztere Zeremonie hat sich unserem Wesen entsprechend in ganz einfacher, bescheidener Weise vollzogen. Mit dem ersten Morgenzuge schon traten wir unsere Hochzeitsreise an über Aarau nach Olten und Bern, wo wir im Hotel «Pfistern» logierten. Wir besuchten die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der Bundesstadt, den Bärengraben, den wegen seiner grossen Fässer berühmten Kornhauskeller, den Zeitglockenturm etc., und Herr Dr. Anton Bruggisser, Arzt in Wohlen, der eben als Nationalrat in Bern weilte, hatte die Gefälligkeit, uns durch das ganze Bundeshaus zu geleiten, wo wir auch mehrere Stunden die Verhandlungen der Volksvertreter und der Ständeabgeordneten anhörten.

Am zweiten Tage reisten wir weiter ins Berner Oberland und nahmen auch in Thun einen mehrstündigen Aufenthalt zur Besichtigung von Kaserne und Exerzierfeld. Ein prächtiger Mondscheinabend senkte sich auf das Berner Oberland herab, als wir den lieblichen Thunersee per Dampfboot hinauffuhren. Hinter den schneegekrönten Bergriesen verschwanden allmählich die letzten roten Strahlen der Abendsonne, und lautlos staunten die nicht sehr zahlreichen Passagiere des Schiffes den wundervollen Fleck Erde an, dessen Höhen sich gigantisch in den von den Wellen des Schiffes sanft gekräuselten Wassern spiegelten. Es war eine bezaubernd schöne Umgebung, so ganz dazu angetan, ein junges glückliches Ehepaar in den siebenten Himmel zu erheben.

Wie sehr kontrastierte die Stille des Thunersees zu dem lebhaften Treiben auf dem Bahnhofe zu Interlaken, wie sehr auch zu dem bunten Gewoge auf dem Höhenweg, diesem internationalen Stelldichein. Im «Weissen Kreuz» zu Interlaken logierten wir uns ein und machten dort die Bekanntschaft eines Herrn Carl Oederlin und seiner Tochter von Baden. Mit diesen verabredeten wir auf den folgenden Tag einen Abstecher nach Lauterbrunnen und Grindelwald. Wir führten dann auch die Tour richtig aus, fuhren per Zweispanner die Lütschinen entlang ins Lauterbrunnental hinauf, besahen uns den Staubbach, kehrten nach Zweilütschinen zurück, stiegen wieder nach Grindelwald hinauf und wagten uns auch in die dortige Gletscherhöhle hinein, von deren «Akustik» uns zu überzeugen; ein dienstbarer Gnom brannte gegen ein Trinkgeld einen Mörserschuss los. Noch hatten wir am Abend Zeit und Gelegenheit, das Fremdenleben Interlakens zu bewundern.

Am vierten Tage reisten wir weiter aufwärts, den Brienersee hinauf, nach dem Griesbach, der milchsäumend den Berg hinunter, von Stufe zu Stufe springend, in den See sich ergiesst, über den wir uns in einem Nachen nach Brienz hinüber rudern liessen. Damals fuhr die Brienerbahn noch nicht, und wir engagierten einen Zweispanner. Es war eine etwas lange, aber prachvolle Fahrt über den Brünig bis nach Alpnach hinunter, wo wir im Hotel zum Schlüssel Einkehr hielten und Quartier bezogen.

Hier trennte sich unser Weg von demjenigen der uns lieb gewordenen Reisegegnossen. Wir durchquerten den Vierwaldstättersee bis

Flüelen hinauf, kehrten von dort nach Vitznau zurück, um der Königin der Voralpen unsere Visite zu machen.

In Vitznau logierten wir im Hotel «Rigi» und bestiegen dann andern morgens per Dampfross die Berg-Königin dieses Namens. Zum erstenmal auf der Rigi, war ich nicht wenig überrascht von dem sich auf dessen Bergrücken dem Auge bietenden Weitblick in das Talgelände hinaus wie in die Alpenwelt hinein. In einem kleineren Hotel auf dem Staffel dinierten wir zu anständigen Preisen. Die Rückfahrt machten wir auf die andere Seite gegen Goldau und unternahmen alsdann noch einen zweitägigen Abstecher nach Zug und Zürich. Unsere siebentägige Hochzeitsreise, die uns ein schönes Stück Schweizerland sehen liess und an Abwechslung und Vergnügen vieles bot, schloss mit der Rückfahrt von Zürich über Brugg nach Wohlen.

Hier hatten wir uns im Hause von Jakob Wildi-Ineichen an der Friedhofstrasse häuslich eingerichtet, und auch meine Mutter war bereits auf 1. Juni 1882 dorthin gezügelt. Gattin und Mutter vertrugen sich nebeneinander besser als das an den meisten Orten, wo Schwiegermutter und Schwiegertochter nebeneinander wohnen, gewöhnlich der Fall ist. Insbesondere waren wir über den Beistand der Mutter auch froh, als der Storch bei uns Einkehr gehalten. Andererseits machten die kleinen Knirpse, der am 30. Juni 1883 geborene Fritz und der am 13. Dezember 1884 zur Welt gekommene Walter der Grossmutter viel Vergnügen. Der Abschied von dieser Welt mochte ihr daher doppelt schwer werden, als sie, den Tod sicher vor Augen sehend, am 7. Mai 1887 für immer die Augen schloss.

Noch eines Momentes sei hier Erwähnung getan. Als ich 1882 einen eigenen Hausstand gründete, war es mir darum zu tun, in finanzieller Beziehung «sauberen Tisch» zu haben. Unter anderem richtete ich auch einen Brief an Herrn Dr. Bruggisser, der meinen Vater und meine Geschwister ärztlich behandelt hatte, mit dem Gesuch, mich gefl. wissen zu lassen, was ich ihm dafür schulde. Herr Dr. Bruggisser quittierte mich ohne Zahlung dafür, d.h. er verlangte für seine ärztliche Behandlung keine Entschädigung. Es braucht hier wohl kaum besonders betont zu werden, dass dieses menschenfreundliche Entgegenkommen uns sehr zustatten kam und ich dasselbe höflichst verdankte.

Bis Ende Juli 1889 verblieben wir im Hause des Herrn Wildi-Ineichen und bezogen alsdann eine Wohnung in der Kapellgasse im Hause von J. Spillmann-Frey, dessen Frau Friederica mit meiner Frau nahe verwandt und befreundet war.

Auf 1. August 1895 wechselten wir alsdann das Logis in der Kapellgasse mit demjenigen im Neubau der Ersparniskasse (heute Gemeindebibliothek und Strohmuseum. Anm. A.W.), um so lieber, als uns Spillmann für das seinige, das mit Fr. 320.– bisher bezahlt genug war, für die Zukunft Fr. 380.– forderte, während uns die neue, viel bequemere, geräumigere und angenehmere Wohnung nur auf Fr. 250.– zu stehen kam.

Es sei hier noch eingeschaltet, dass nach der Geburt des dritten Kindes, unseres Mädchens Bertha, meine Frau eine lange schwere Krankheit durchzumachen hatte, die sie aber glücklich überstand und die Gesundheit langsam wiedererlangte nach monatelanger ärztlicher Behandlung und einer mehrwöchigen Kur im Hirschen in Ennetbaden.

Auch die Kinder hatten mehrmals Krankheiten, wie Bronchitis und Scharlach, durchzumachen, kamen aber ohne Nachteil davon.

Über meine Gesundheit will ich nicht klagen. Wenigstens hatte ich seit unserer Verhelichung den Arzt niemals zu gebrauchen.

Was die ökonomischen Verhältnisse betrifft, so haben sich dieselben trotz des Missgeschicks in Betreff des Vaters Nachlass zu ganz erträglichen gestaltet. An bewusste «Ehrenschild» habe ich bis zum Jahre 1892 Fr. 11 576.– bezahlt an Kaptial und Zinsen, nämlich Fr. 1395.– an die Ersparniskasse und Fr. 10181.– an die Familie Tschäppät in La-Chaux-de-Fonds. Ein schwerer Stein fiel mir vom Herzen, als ich am 11. Januar 1892 den Rest dieser Schuld mit Fr. 250.– bezahlte. Wir haben dafür manche Lebensfreude entbehren, manchem Genusse entsagen müssen, aber ich trug dafür die Befriedigung aus dem schweren Kampfe davon, meine Kindespflicht vor Gott und den Menschen erfüllt zu haben.

Aus dem Nachlass der Eltern meiner Frau ist dieser eine Auskaufssumme von Fr. 8000.– und ein Beitrag an die Aussteuer von Fr. 2000.– zugekommen. Trotz den anfänglichen misslichen Verhältnissen ist es mir bei sorgsamem Umgehen mit dem Einkommen gelungen, die Auskaufssumme nicht nur intakt zu halten, sondern mit

der Zeit auch eine kleine Ersparnis dazuzulegen. Wenn es schliesslich auch nicht sehr viel sein wird, so wird man mir doch niemals den Vorwurf machen können, nicht alles getan zu haben, um meinen Kindern ein menschenwürdiges Dasein zu sichern. Wenn sie brav und arbeitsam sind, so werden sie gut durch die Welt kommen, denn das Glück des Lebens hängt noch lange nicht einzig von Reichtum und Wohlhabenheit ab.

Mein Anstellungsverhältnis bei der Ersparniskasse hat sich mit der Zeit wesentlich gebessert. Meine gegenwärtige Besoldung beträgt Fr. 2600.– jährlich, zu der dann noch 4- bis 500 Franken Tantième hinzukommen. Dass anfänglich unser Bureau besonders an den Abenden oft mehr einer Kinderstube als einem Geschäftslokal gleichsah, hat mich in der freudigen ruhigen Ausführung der mir zustehenden Arbeiten oft gestört. Da wir lange Zeit nur ein nicht gerade grosses Zimmer für unser Bureau hatten, so konnte ich, wenn Direktionssitzung stattfand, am Pulte nicht mehr Platz finden, und es wurde mir der Auftrag zuteil, inzwischen die Kinder des Verwalters zu hüten. Dieser Dienst, so lieb mir sonst der Umgang mit Kindern war, wollte mir nicht recht behagen, und ich lief regelmässig davon, bis die Sitzung des Vorstandes zu Ende war und ich wieder am Pult Platz finden konnte.

Nach dem ersten Jahr meiner Lehrzeit sollte ich schon den Rechnungsabschluss machen und brachte denselben schliesslich zustande. Noch erinnere ich mich genau, wie mich der Präsident des Vorstandes «anschnauzte»: Das Ergebnis von Gewinn- und Verlust-Kontos stimmte nicht überein. Du lieber Himmel, dass die beiden Konti solcherweise unter sich im Zusammenhang stehen, hatte ich noch gar nicht gewusst, das hatte mir niemand gesagt.

Ein anderes Mitglied der Direktion machte mir einmal darüber Vorwürfe, dass ich in den Büchern den Verkehr mit den Bankinstituten von den übrigen Kontokorrenten getrennt hatte, während der gleiche Mann in einer früheren Kontrollsitzung mir diese Auseinanderhaltung der beiden Konti empfohlen hatte.

So erging man sich in Kleinigkeiten und Widersprüchen, derweil man wirkliche Mängel und Unzukömmlichkeiten übersah. Das hat mir oft die Freude und Lust an der Arbeit genommen und mich ver-

anlasst, mich nach einem anderen Arbeitsfeld umzusehen. Einmal war ich nahe daran, eine solche Anstellung in Zürich zu erhalten, die Sache kam aber wieder zum Scheitern, als man mir wohl ein gutes Zeugnis und Lob über mein Können und meinen Fleiss ausstellte, hinterrücks aber dem betreffenden Prinzipal bedeutete, mich nicht zu nehmen, denn es sei mit mir nicht gut auszukommen. Der eigentliche Grund war wohl der, dass man mich in meiner bisherigen Stellung nicht gern entbehren konnte. Nachdem das Institut im Gemeindehaus ein zweites Bureau eingerichtet, namentlich aber seit dem Bezug des neuen Bankhauses ist meine Stellung eine viel angenehmere geworden.

In der Zwischenzeit betreibe ich seit Jahren den Beruf des Zeitungsschreibers. Nachdem ich schon vorher als Korrespondent verschiedener Zeitungen mich in diesem Fache geübt, übernahm ich im Jahr 1883 die Redaktion der «Freiämter Stimmen».

Anfänglich kam es mich sehr schwer an, jede Woche für zwei Nummern der Zeitung den umfangreichen Stoff zu liefern, je einen Leitartikel, eidgenössische und kantonale Nachrichten zusammenzutragen und über lokale Vorkommnisse möglichst getreu und vielseitig zu referieren. Nachher kam auch noch das Feuilleton hinzu, in dem ich zumeist die «Geschichte des Freiamtes» behandelte und darüber mehrere hundert Seiten Text schrieb, wie überhaupt das Historische immer ein von mir bevorzugtes Feld war und bis heute geblieben ist.

Allmählich wurde mir das Zeitungsschreiben zur Alltäglichkeit, und ich füllte die Zeitung mit Artikeln ohne Schwierigkeit, wie wohl mir Unannehmlichkeiten dabei nicht erspart blieben und allzu grosse Offenheit mir vier Presseprozesse auf den Hals lud. Das war noch in den ersten Jahren meiner Zeitungsschreibertätigkeit, in den Verfassungswirren von 1885. Seither bin ich vorsichtiger geworden, aber mit der Zeit auch ruhiger, wiewohl ich aus meiner entschieden freisinnig-demokratischen Gesinnung auch heute keinen Hehl mache.

Für die mühevollen Arbeit bezog ich von jeher nur geringe Entschädigung, Fr. 150.– jährlich. Da der Verleger mein Onkel ist, so trug ich verwandtschaftliche Rücksichten (Johann Keller, Buchdrucker, gest. 1911. Anm. A. W.). Andererseits hielt ich es für mehr oder weni-

ger Bürgerpflicht, meine geringen Kräfte einer fortschrittlichen Politik ohne besonderes Entgelt in den Dienst zu stellen.

Festliche Anlässe, kleinere Reisen und Kuraufenthalte gaben mir mehrfach Anlass zu beschreibenden Artikelserien, so 1885 im August auf dem «Napf» im Emmenthal; «Briefe vom Emmenthaler-Rigi». 1886, 9. Juli: *Fünfhundertjährige Feier der Schlacht bei Sempach*. 1886 im August vom «Napf»: «Aus der Sommerfrische» VI. Art. 1888, 18./24. September, Rundreise mit Joh. Breitschmid, Färber, über Zürich nach *Glarus, Weesen, Chur, Ragaz* ins *Appenzellerland*, nach Walzenhausen, Heiden, Trogen, Herisau, nach St. Gallen, Winterthur zurück nach Zürich. 1888, 8. Dezember: mit Breitschmid an der *Veteranenfeier der Schützenkompanie 40* in Baden. 1890, 9./10. Juli: mit dem Jassclub Wohlen nach Bern und ins *Berner Oberland*. Augenzeugen des Unglücks auf dem Brienzersee. Fünf Personen ertrunken. 1889, Mai: Augustin-Keller-Feier in Aarau. 1891, 1./2. August: *Bundesfeier und Jugendfest in Wohlen*, Mitglied des Festkomitees, Chef des Wirtschaftskomitees. 1891, 14./17. August: *Gründungsfeier der Stadt Bern*. Grossartige Festspielaufführung. Glänzender historischer Festzug (mit Rektor Diem). Unglück von *Zollikofen* infolge Zusammenstosses zweier Eisenbahnzüge, schauriger Anblick der Unglücksstätte. 1894, 9./20. August: mit Maler Isler und Aug. Müller 13tägige Kur in *Engelberg*, Hotel Engel, und bei Buchbinder Hess (Logis). Ausflug n.d. *Trübseealp*. 1895, 3./12. September: mit Maler Isler in *Vitznau*, Hotel Rigi (Herr Waellhof). Ausflüge nach Altdorf, Beckenried, Brunnen, Weggis, Gersau, Kehrsiten und zu Fuss auf die Rigi.

Friedrich Beyli

Die Alten Freiämter

Beylis Feuilleton «Die Alten Freiämter» erschien in den «Freiämter Stimmen» des Jahres 1896 in 17 Folgen, beginnend mit der Nummer 64 vom 8. August bis zur Nummer 81 vom 7. Oktober. Druckfehler und einige wenige Wortformen wurden korrigiert. Um dem Leser die Orientierung über die behandelten Themen zu erleichtern, sind einige Begriffe hervorgehoben.

Man hört mitunter ältere Leute, denen der Genuss des Lebens ein überwundener Standpunkt geworden ist, behaupten, ja früher hätte man sich das und jenes nicht erlaubt, die Jungen seien heutzutage gar anspruchsvoll, sie erlauben sich viel zu viel; «amix» sei das anders gewesen, die Jugend viel sitzsamer und nicht so übermütig – Du lieber Himmel, hört man dann die Alten ihre eigenen und anderer Jugendstreiche erzählen, oder vernimmt man auf andern Wegen, wie es vor Jahren etwa zu und her gegangen, so muss man zur Überzeugung kommen, dass halt immer etwas im Kapitel der Ungezogenheit oder des Übermuts geleistet worden ist, so lange es eben Jugend gab. Und wenn die Jugend nicht mehr «Jugend» ist, dann ade du schöne Welt!

Ähnlich verhielt es sich mit der Einfachheit in Sitten und Gebräuchen, in Lebensweise und Bürgertugenden früherer Zeiten. Wohl lebte man bei uns vor einem Menschenalter und noch früher billiger und einfacher, man kleidete sich mehr als bescheiden, aber man wusste wohl warum. Grund und Boden nährten notdürftig die Menschen; trat Misswachs ein, so lauerte der Hunger vor der Tür; die Verkehrsmittel fehlten, um die notwendigsten Bedürfnisse aus fernen Ländern zu beziehen, und Verdienst war so viel wie keiner vorhanden, um sich das Leben zu versüßen. Heute wohnt und lebt man besser, und wenn auch hin und wieder in Kleiderpracht und Festlichkeiten des Guten etwa zu viel geschehen mag, so ist damit noch lange nicht gesagt, dass im allgemeinen der frühern Lebensweise der Vorzug zu geben wäre. Die allgemeine Bildung hat im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts bedeutende Fortschritte gemacht und den Menschen befähigt,

in allen Dingen ein gewisses Mass zu halten, aber auch die Aufgabe des Lebens von einem höhern Standpunkt aufzufassen und nicht in den Tag hinein zu leben wie jene Geschöpfe Gottes, die der Bildungsfähigkeit bar und darum für leibliche und geistige Genüsse keine Strebsamkeit empfinden.

Übrigens darf man keineswegs glauben, unsere Voreltern hätten so Tag für Tag, Jahr für Jahr schablonenmässig fortgelebt. In guten Jahrgängen gestatteten sie sich wohl etwa mehr, in schlechten Jahren begnügten sie sich eben mit Wenigem, bzw. sie *mussten* sich alsdann mit dem Nötigsten begnügen. Aber «über die Schnur gehauen» wurde damals so gut wie heute. Wenn man davon liest, was vor Zeiten an den sogenannten «eidg. Fest- und Freudentagen» in kulinarischer Beziehung ist geleistet worden, so erscheinen ja unsere heutigen Feste fast bescheidenlich dagegen. Davon wissen namentlich die Chroniken der Städteorte, doch mitunter auch die Innerkantone zu berichten. Auf dem Lande und besonders bei den Unterthanenländern, den «gemeinen Herrschaften», da ist es schon bescheidener zu und hergegangen. Aber auch bei uns wurde etwa über das gewöhnliche Ziel hinausgefahren, so dass es etwa vom Landvogt und von Behörden Mahnungen und selbst Bussen absetzte.

Landvogt Heinrich Escher gibt 1760 der Tagsatzung zu Baden über das Freiämtervolk folgenden Bericht ab: «Die Freiämter lassen sich in ihren Vergnügen, Spiel und Tanz u.s.w. durch Befehl des Landvogts, durch den Pfarrer und die Untervögte nicht hemmen.» – Der Landvogt führt des weitern in seiner Klage an, er habe schon verschiedene Sittenmandate, einfache und verschärfte, herausgegeben, welche die Ungehorsamen mit Geldbussen, Einthürmung, Kirchenbussen und an den Pranger zu stellen bedrohen, all das habe aber nichts geholfen. Die Tagsatzung gab auf diese Klagen den Bescheid, es müsse sehr ernst in der Sache verfahren werden.

An *Hochzeiten* muss es im Freiamt vor Zeiten mitunter ziemlich hoch hergegangen sein. Im Jahre 1703 hat ein Untervogt Josef Wohler in Wohlen Hochzeit, an der etwas viel verbraucht wurde, so dass der Landvogt Jakob Meier den Untervogt Wohler nach Bremgarten berufen liess und ihm vorstellte, es sei denn nicht gesagt, dass an ei-

nes Untervogts Hochzeit eine ganze Sau und ein Kalb gefressen sein müsse. Auch sei ausschliesslich Elsässerwein getrunken worden, während es sonst Gebrauch wäre, dass man an einer solchen Hochzeit bis gegen Ende nur Most aufstelle und erst zum Schluss einige Flaschen Elsässer verbrauche. Der Landvogt bemerkte, dass an seiner eigenen (des Landvogts) Hochzeit anfangs auch nur Most getrunken worden sei und erst nachher Wein. Der Untervogt kam mit einer Busse von 5 guten Batzen und einem Verweis weg.

Auch bei *Tauffestlichkeiten* ging es mitunter lustig zu. Im Jahre 1705 hatte ein Josef Geissmann von Wohlenschwil in Wohlen «Taufete», an der viel Speise und Trank verbraucht wurden. Untervogt Jakob Wohler von Wohlen machte Anzeige an den Landvogt Karl Christoph Dulliker in Bremgarten. Die Theilnehmer an der «Schlotterte» wurden vorgeladen und mit 30 Schilling gebüsst.

Noch gösser war der Aufwand bei «*Gräbden*» (Leichenbegängnissen). Im Jahre 1733 starb in Uezwil ein reicher lediger Jüngling Namens Jakob Meyer. An der «Gräbd» (Leichenmahl) ging es so lustig zu, dass man einen Geiger nach Sarmenstorf kommen liess, der aufspielen musste. Es wurde getanzt, und alle sollen betrunken gewesen sein. Auf Anzeige des Untervogts Alois Wohler wurden die Leute vom Landvogt Rudolf Willading um 2 Gulden gebüsst.

Landvogt Franz Heinrich Bessler machte 1707 im Freiamt die Mitteilung, von der Kanzel zu verkünden, es sei in der Fastnacht schon etwas erlaubt, allein wie es bis dahin zugegangen sei, könne es nicht mehr gehen und wurden schwere Strafen angedroht.

Im Jahre 1760 wurden ein Josef Wohler von Wohlen und ein Arnold Koch von Villmergen wegen Übertretung des obrigkeitlichen Sittenmandats am Markt in Muri an den Pranger gestellt. Die Aufsicht über die bei der Nichtbeachtung des Sittenmandats schuldigen Angeklagen musste Untervogt Heinrich Zürcher von Eckwyl halten.

Als anno 1761 der Zürcher Werdmüller als Landvogt der Freiamter aufzog, waren so viele *Nebenwirtschaften* im Freiamt, dass er gegen diese sofort einschritt.

Man klagte über Abhaltung sittenwidriger Tänze und Ausschenkung vieler fremder Weine, was zur Untergrabung guter Sitten und

zum Nachteil der obrigkeitlich privilegierten Tavernen sei. Die Halter solcher Nebenwirtschaften wurden zitiert und wegen Nichtabgabe des Ohmgeldes bestraft. Den Untervögten, Ammännern und Statthaltern jedoch blieb das Auswirten eigenen Gewächses gestattet, weil in ihren Häusern Fertigungen und Amtsgeschäfte abgemacht werden müssen.

Ein Schuhmacher Huber von Staffeln, der trotz wiederholten Verbots fortgewirtet und schlechten Personen Obdach gegeben hat, musste 12 Pfund Busse zahlen. Joggeli Wohler von Wohlen ward um Geld gebüsst, an die Stud (Pranger) gestellt und ausgepeitscht, weil er an Sonntagen in seinem Hause hatte zum Tanz aufspielen lassen und dabei sich spöttelnder Reden bediente.

Nach festlichen *Tanzanlässen* kam es ehemals nicht selten vor, dass reiche Bauernsöhne, welche gewöhnlich eigenen Wald besaßen, mit ihren Kameraden aus ihrem Waldrevier eine schlanke Tanne vor das Haus ihrer Herzallerliebsten brachten und da über Nacht aufrichteten. Der Tannenbaum war gewöhnlich in den oberen Ästen mit bunten Bändern geziert und wurde wo möglich vor dem Kammerfenster der Geliebten aufgestellt. Das geschah in grösster Stille. Das Mädchen war nicht wenig stolz auf solche Auszeichnung. Auf einen Abschlag von Seite der Schönen rächte sich die Jungmannschaft nicht selten, indem ein «Böhlima» ihr auf das Haus gesetzt wurde. Dies spielte sich auf den 1. Mai ab. Diese Bräuche waren alemannischen Ursprungs und kommen heutzutage noch im Schwarzwald vor und werden streng bestraft. In Villmergen soll einmal über Nacht einer solchen Dorfschönen statt des «Böhlimas» ein ganzes Fuder Mist, auf einen Wagen geladen, mitten auf die Dachfirst gesetzt worden sein.

Als allgemeine Tanzsonntage galten die Fastnacht, der Ostertanz, der Erntesonntag und die Kilbe. Andere mehr oder weniger kleine Vergnügungstage waren Neujahr, Ostern, Auffahrt, Frühlingspflügen, Heueten, Sichelten oder Sichellose, Heuhahnen und Pflügelrecke und, wenn ein Schwein in einem Bauernhause geschlachtet wurde, die Metzgeten.

Wenn an einem Tanzsonntage ein Bauernbursche aus dem Freiamt sein Mädchen zum Weine ins Wirthshaus führte, so begnügten sich

weniger reiche Bauernsöhne, ihren «Schätzen» Käse mit Brod und sechsbatzigen Wein vorsetzen zu lassen. Reichere Bauernsöhne liessen es auch nicht an Braten fehlen und warteten ihren Liebsten mit achtbatzigem oder gar rothem Weine auf. Wenn ein Jüngling mit einem Mädchen zum Wirthshause hinauskam, das keine weinbenetzte Schürze davontrug, als Erkennungszeichen, dass der Bursche seinem Mädchen vom Rothen habe aufwarten lassen, so hielt man den Ver ehrer für geizig.

Da dannzumal das Getreide insbesondere Korn noch das Hauptprodukt ausmachte, wurde unter dem Bauernvolke die Sichelten oder Sichellose mit grossen Festlichkeiten begangen. Auf grossen Bauernhöfen wurde auf diese Zeit gewöhnlich ein Kalb oder ein Schaf geschlachtet. Auch ein Giger musste auf den Platz, die Knechte führten die Mägde zum Erntetanz. Die Bäuerin hatte grosse Not mit dem Backen der Kuchlein. Und arme Leute liefen scharenweise den Bauernhäusern nach, wenn Sichelten war, und baten um Kuchlein.

Vormals war im Freiamt, wie solches noch an vielen Orten des reformirten Aargaus geschieht, ebenfalls Eierauflesen am weissen Sonntag nach Ostern Brauch, wobei ein weiss gekleideter Jüngling mit rother Schärpe um den Leib und einem Federhut auf dem Kopf eine bestimmte Strecke Wegs zurücklegen musste. Der Preis des Gewinners bestand gewöhnlich in einem halbleinen Tuch, einem schönen Leibchen oder einem andern nützlichen Gegenstande.

Unter den *Getränken* war der Most die Hauptsache, und auch Gebranntes war bei jedem Bauern zu treffen. Auf den Arbeiter rechnete man zwei alte Mass Most (1 Mass = 1,61 Liter) und 2 Gläslein Schnaps im Tag. An Wein waren im Freiamt hauptsächlich der Elsässer bekannt, doch kam derselbe nur in bessern Wirthschaften und reichen Bauernhäusern vor. Immerhin galt der Wein als Luxusgetränk.

Von dem Kaffee als «z'Morgen» und «z'Obig», wie das jetzt bei uns allgemein der Brauch ist, wussten die alten Freiamter noch nichts; von Wein «z'Nüni» noch viel weniger. Das *Zwischenessen* um 9 Uhr Vormittag und 4 Uhr Nachmittag bestund aus Roggenbrod, das man in Milch brockte. Als *Morgenessen* kam eine Mehlsuppe auf den Tisch, so dick, dass man hätte «darauf tanzen» können, dazu Käs und

Brod. Das «verschoppete» die Hungerlöcher besser als die heutige Kaffeelüre. Der Kaffee galt überhaupt damals noch als Luxusgetränk; das Pfund kostete einen Neuthaler. Auf den *Mittagstisch* kamen Speck und gedörrtes Obst, dessen man ganze Kästen voll aufspeicherte. Die Kartoffeln kannte man bis Ende des vorigen Jahrhunderts im Freiamt nicht. Im Herbst 1762 brachte ein J. Bauer die ersten Erdäpfel aus dem Elsass nach Sarmenstorf. Aber erst einige Jahrzehnte darnach wurden sie bei uns zum allgemeinen Nahrungsmittel.

Obwohl das Fleisch sehr billig war, kam es doch selten auf den Tisch, nur etwa an besondern Sonn- und Festtagen, hauptsächlich etwa an der Fastnacht. Dafür ass man dürre «Räbenschnätterlig»; weisse Rüben wurden gehobelt und gedörrt und in Fässchen mit dem Salzfleisch aufbewahrt. Von den vielerlei Mehlspeisen von heute wusste man noch wenig, nichts von Nudeln, Magaroni, Hörnli etc. als Fastenspeisen, wohl aber von «Pflutten» und «Knöpfli». Zumeist jedoch bestund das Hauptessen aus Mehlsuppe und gedörrten Birnenschnitzen, und die Zwischenmahlzeiten, wie schon gesagt, aus Milch und Brod.

Gewöhnlich wurde auf Neujahr und in der Fastnacht geschlachtet. Die Metzgete galt als Familienfest, und Fleisch und Trank wurden dabei nicht gespart.

Als die Kartoffeln mehr allgemeines Naturprodukt wurden, gab es bei den Freiamter Bauern zum *Nachtessen* Suppe mit Erdäpfelscheibchen, oder Milch mit geschwellten Kartoffeln. Im Sommer wurde regelmässig «dicke Milch» aufgestellt, in die man Roggenbrot oder auch Kartoffeln brockte. Man lagerte sich um die Schüssel herum, und jeder suchte mit dem runden Löffel die grössten «Möcke» herauszufischen.

Die Lebensweise der alten Freiamter war einfach, aber nahrhaft; sie war gut, wenn die Zeiten gut waren, d.h. wenn das Obst geraten und der «Specksamen» gut ausgefallen war. Andernfalls mussten sie eben mit gedörrten «Räbenschnätterlig» vorlieb nehmen. Rindfleisch war ein wenig beehrter Artikel. Fiel die Getreideernte im Lande schlecht aus, so hatte man eben weder russischen noch ungarischen, geschweige denn amerikanischen Weizen zur hand; das Brod wurde rar, und man hatte die «tür Zit», in der Schmalhans Küchenmeister war und der Küchenzeddel oft ein gar verschieden und blödes Aussehen hatte.

Bei den Hauptmahlzeiten, zu denen sich die Familienangehörigen an einem Tische versammelten, sass oben am langen Tische hemdärmelig der Hausherr; rechts von ihm war der Platz der Bäuerin, links der des ältesten Sohnes oder der Tochter. Dann kam der Meisterknecht, und so jedes nach dem Grade, den es im Familienkreise einnahm. Der Ackerbube und die «Saumagd» sassen zuunterst am Tische. Kleinere Kinder waren gewöhnlich an einem Ecktischchen oder bei dem Ofenbänkli plaziert.

Die blechernen runden Löffel waren in einem Rahmen an der Wand aufgesteckt, und beim Hereinkommen langte jeder sein Essinstrument von der Wand herunter. Nachdem das übliche Gebet gesprochen war, das nicht fehlen durfte, nahm Jedes seinen Platz ein, stemmte den linken Ellbogen auf den Tisch und führte den Löffel emsig von der vor ihm in die Mitte des Tisches aufgepflanzten Schüssel zum Munde, wobei herzhaft mit der Zunge geschnalzt wurde und bald eine nasse Strasse auf dem Tisch die Fahrt von der Schüssel zum Esser bezeichnete. Suppe und Milch, auch einzelne Gemüse (Hördöpfelbräusi) wurden nie anders gegessen, so dass jeder mit dem Löffel aus der ihm zunächst stehenden Schüssel schöpfte.

Nur für Fleisch, Speck und besondere Gemüse wurde ein Teller benutzt. Die Bäuerin brachte die Stücke zerschnitten auf einem hölzernen Teller herein und reichte mit der Gabel jedem Tischgenossen dasjenige hin, das ihm gehörte und zumeist ihm zum voraus bestimmt war. Ähnlich ging es zu, wenn geküchelt wurde. Da gab es zuerst «Schnitten» (Brotküchli), dann Äpfelküchli, Krautküchli und «Müs» (gebackene Birnen). Zu guter Letzt, wenn die Bäuerin es besonders gut meinte, rückten noch «Chneublätz (oder Eierröhrl)» auf.

Bestund die Mahlzeit am Abend nur aus Suppe oder Milch mit geschwellten (gesottenen ganzen) Kartoffeln, so wurde die ganze Pfanne voll der Letztern hereingebracht und auf den nackten Tisch ausgeschüttet. Der Haufen wurde alsdann auf die Zahl der Tischgenossen in Portionen verteilt, und jeder hatte eine kleine Beige der runden Dinger vor sich aufgepflanzt, als ob es zum Schneeballenkrieg gieng und jeder sich wufsbereit machen wollte.

Von diesen Erdäpfeln ass nun jeder so viel ihm gut schien. Nach dem Essen wurde der Rest gemeinschaftlich geschält und nachher

von der Köchin in einem Korb abgetragen, um am folgenden Morgen «durchgehechelt» – nicht wie man etwa heute Leute «durchhechelt», sondern in wirkliche Scheibchen zerkleinert – als «Hördöpfelbräusi» wieder auf den Tisch zu kommen.

Bei der Zubereitung des «Hördöpfelbräusis», auch «es Gröstnigs» geheissen, wurde das Fett nicht gespart. Es kam dabei gewöhnlich fetter Speck zur Verwendung («Speckbräusi»), und vom Oberknecht setzte es wohl einen «bösen Blick» ab, wenn sein Tischnachbar ihm aus den Kartoffeln heraus die grössern Späckmöckli vorweg kaperete. Der Blick fiel vielleicht weniger «bö» aus, wenn die Obermagd sich den Spass des Vorwegnehmens erlaubte. Wie heisst doch der alte landläufige Spruch: «Eusi Magd heisst Ite, s'ist ere niene recht; sie stellt de Chübel uf d'Site und gaugglet mit em Chnecht.»

Die *Behausung* der alten Freiämter war allgemein das Strohhaus. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts gehörten in unserem Freiamt die mit Ziegeln gedeckten Häuser zu den Seltenheiten. Die Hauptfront der Stroh Häuser war zumeist ohne Rücksicht auf Strasse und Zugang nach Süden gekehrt. Stube und Schlafzimmer befanden sich in der südlichen Hälfte des Hauses, die Küche gegen Norden. In dieser Beziehung darf uns die Bauart der Alten gewissermassen als Muster dienen, indem sie die Wohnräume möglichst nach der Sonne richteten. Die Strohdächer reichten fast bis auf den Boden herab, und nicht selten kam es vor, dass das Stroh benachbarter Häuser sich gegenseitig berührte. Diese weit herabreichenden Dachungen boten Schutz gegen Regen, Wind und Kälte. Der Wind konnte die Dächer nicht so leicht anfassen und beschädigen, und dass es unter der «Strohkappe» warm ist, dürfte bekannt sein.

Noch im Jahre 1825 zählte z.B. Wohlen neben 91 mit Ziegeln bedeckten Wohnhäusern 68 solche mit Strohdach; und im ganzen 82 Strohdächer. Die Zahl der Strohgebäude ist seitdem von 82 auf 12 zurückgegangen, während diejenige der Wohnhäuser mit Ziegeldach auf 344 und die Gesamtzahl der Ziegeldächer auf 575 gestiegen ist.

Die Wohnstube der alten Freiämter hatte eine ganze Reihe fast zusammengehender kleiner Fenster mit in Blei gefassten Scheiben. Die eine Hälfte der Fenster konnte zur Öffnung und Lüftung über die an-

dere Hälfte zurückgeschoben werden. Statt der heutigen Jalousien hatten die alten Wohnhäuser Fallläden, die vermittelst eines Strickes heruntergelassen werden konnten und gar keine oder nur in der Mitte eine ganz kleine Öffnung besaßen. Diese Fallläden, die aussen bunt bemalt waren, hatten den Hauptzweck, im Winter die Stubenwärme zu bewahren; daneben sollten sie unberufene Horcher und «Fenstergucker» fernhalten, wenn sie der Wunderfix trieb, den «Meitlenen» und ihren «Chiltchnaben» nachzuspüren. Andererseits bildete dieser massive Fenster-Verschluss aber auch keine geringe Gefahr bei Feuerausbruch.

Ein grosser Ofen, der zugleich als Backofen und Rückenwärmer, mitunter auch als Schlafstätte und Lager für kranke Familienangehörige diente, durfte in der Stube der alten Freiämter nicht fehlen. Auf der mittleren Kachel der Frontseite war die Jahrzahl und der Name des Erstellers eingebraunt, und auf einzelnen Kacheln waren Vögel und Zierereien nachgebildet. Mitunter trugen die Ofenkacheln auch Sprüche, wie z.B.:

Ein Ratsherr ohne Witz, Ein Schweinsspiess ohne Spitz,
Ein Ofen ohne Hitz, die drei Ding nützen nichts.
oder
Wenn der Neid brennte wie Feuer,
Wär's Holz nit so teuer.

Um die Öfen der alten Freiämterstuben herum waren Bänke angebracht, auf denen sich an kalten Winterabenden mit dem Nachbar gar gut plaudern und die Tabakpfeife rauchen liess. Die Jungfrauen der Nachbarschaft sassen beim Licht, drehten das Spinnrad und spannen das Garn zu groben, aber soliden Leinen. Die Männer hockten auf der Ofenbank zusammen, erzählten von Kriegs- und Zeitläuften und rauchten «Kanaster». Mitunter nahm man etwa die «Brättig» (Kalender), die an einem Schnürchen neben dem «Wälderzyt» im Zithüsli hieng, zur Hand, um nachzusehen, was der Kalendermacher zum Wetter sage. An Sonntagen wurde zuerst ein Abschnitt aus der grossen Hausbibel vorgelesen und nachher die Zürcher «Bürkli-Zeitung» (Freitagszeitung), das fast einzig bei uns damals bekannte

Pressorgan, studiert, oder später Heinrich Zschokkes «aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote».

Den Wänden der alten Bauernstube entlang waren Tröge oder Bankschränke zum Sitzen und zum Aufbewahren von Gegenständen. In einer Fensternische überm Spiegel oder über den Ölbildern der Urgrossältern fehlte das Kruzifix nicht. Über der Stubenthüre war etwa eine Waffe, der «Sabel» oder die Handfeuerbüchse des Hausvaters, aufgepflanzt.

Einen Fuss oder etwas mehr von der Diele entfernt lief ein Laden an der Wand herum, auf dem die roten Milchtöpfe («Milchbecki») paradierten und auch die Bibel und die Gebetbücher sorgsam aufbewahrt wurden, verdeckt von einem grünen oder weissen Vorhängchen. Ein solches umzog auch, sauber geplättet, den Ofen von dessen oberm Rand bis zur Diele.

Ueber dem Ofen war das sogenannte «Ofenloch», durch das die Buben direkt vom Ofen in die «Kammer» hinauf schlüpften, wenn sie abends das Lager aufsuchten. Das Ofenloch hatte auch den weitem Zweck, im Winter etwas von der Ofenwärme aus der Stube in den obern Schlafraum zirkulieren zu lassen. Vermittelst eines Schiebers konnte die Öffnung abgeschlossen werden.

Der Hausvater und die Hausmutter schliefen im «Stübli», das direkt an die Stube anschloss. Gieng der «Aetti» zeitig zu Bette, so war das ein Zeichen, dass er seine Ruhe haben wollte, und die noch in der Stube weilten, hatten ihre Stimme auf den Flüsterton herabzustimmen. Wenn der Kiltabend gar zu lange dauerte, der «Chilter» beim Applizieren der «Müntschli» etwa zu wenig sachte zu Werke gieng, die Lippen zu laut schnalzten, so war der «Aetti» wohl im Stande, im Hemd unter der Stubenthür zu erscheinen und «Firobig» zu bieten. Da gab es keine Widerrede – potz «Chruthagel»!

Mitunter waren die Häuser bei uns vor Zeiten auf der Aussenseite mit Sprüchen dekoriert. An einem Haus in Niederwil war ehemals zu lesen:

Das Bauen ist eine Lust,

Was es kostet hab ich nit gewusst.

An einem neuen Haus in Boswil war der folgende Spruch angebracht:

Wir Leute sagen immer,
Die Zeiten werden schlimmer,
Die Zeiten bleiben wie immer,
Die Leute werden schlimmer.

Auf der hintern Seite des Hauses war die Laube, allwo die Sämereien an der Luft getrocknet und aufbewahrt wurden, Hanf und Werch vor Regen zu schützen, aufgestellt waren.

Der Zugang zum Keller gieng durch die Küche und war durch eine Fallthüre abgeschlossen.

Von der Wohnungseinrichtung der alten Freiämter redend, dürfen wir eines wichtigen Hausmöbels nicht vergessen. Unsere Voreltern kannten nämlich unsere sogenannte «Kommodität» noch nicht. Ein Abtritt nach unserer modernen Einrichtung, die schon nicht mehr selten sogar mit elektrischer Beleuchtung ausgestattet sind, hätte ihnen als der höchste Grad von Luxus erscheinen müssen.

Statt dessen hatten sie in irgend einem Winkel des Hauses, gewöhnlich auf der Laube, einen grössern hölzernen Zuber aufgestellt, durch dessen durchlöchernte Handhabe ein Stab hindurchgieng. Am Morgen, oder auch am Abend, je nachdem es die Umstände erforderten, nahm in der Regel ein männliches Familienmitglied dieses Hausgerät auf den Kopf, gieng damit auf das Feld hinaus, etwa auf einen «Pflanzplätz» und entleerte dasselbe seines Inhalts.

Die Feuereinrichtung in den alten Häusern war sehr primitiv. Ein Kamin existierte in der Regel nicht, und der Rauch musste durch Fenster und Thüren seinen Ausgang suchen. Unter dem Dache war eine grosse «Chämihurd» aus Dachruthen und Lehm. Diese Kaminhürde diente als Rauchfänger und Dörrappartement. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte die Feuerpolizei mit der Abschaffung dieser «Hurden» ihre besondere Not.

Die *Bekleidung* der alten Freiämter war wesentlich verschieden von der unsrigen.

Bei den Alten galt der Grundsatz: einfach, schlicht, aber solid. Sowohl das weibliche wie das männliche Geschlecht kleidete sich ziemlich einheitlich.

Die alten Freiämter trugen bis zum Knie reichende Schlotterhosen aus gestepptem Zwilch und ein Hemd ohne Kragen. Um den Hals schlang sich ein schwarzes Halstuch, welches über das Brusttuch herabhieng oder zu einem Knopfe geschlungen wurde. Die bis an die Schenkel reichende rothe Weste, auch «Leibchen» genannt, war glatt zugeschnitten und hatte oben keinen Rückschlag (Kragen). Der gewöhnliche Rock war gefärbter oder ungefärbter Zwilch; zu Hause und auf dem Feld gieng man immer hemdärmelig.

Der Sonntagsrock oder «Hochzeitsrock», so geheissen, weil er gewöhnlich auf die Hochzeit neu angemessen worden (heutzutage redet man bei uns nur noch beim weiblichen Geschlecht von «Hochsigröcken», wobei gewöhnlich der einzige seidene gemeint ist), war aus grauem oder blauem, seltener aus rothem Guttuch verfertigt und hatte hinten herabhängende «Feckten». Er war mit thalergrossen Knöpfen besetzt und hiess «Gasagge» (vom französischen Casaque = Reiserock). Dieser Hochzeitsrock wurde in der Regel nur beim Kirchenbesuch, an Sonn- und Festtagen getragen und hielt darum mehr als ein ganzes Menschenalter aus. Nach des Vaters Tod vererbte er sich auf den ältesten Sohn, dem er notdürftig auf den Leib angepasst wurde. Öfters geschah das schon auf den ersten Kommuniontag. An andern als an Sonn- und Festtagen gieng man auch hemdärmelig in den Werktagskleidern zum Gottesdienst. Bei Leidanlässen (Beerdigungen und Gedächtnissen) trug man über die Schultern geschlagene «Leidmäntel» aus leichtem schwarzem Stoff, die sich von Generation zu Generation vererbten und gegenseitig ausgeliehen wurden.

Das Schuhwerk unseres Urgrossättis bestand aus sog. Stöckelschuhen; mit rothen Latzen und Metallschnallen verziert. Die rothen Wadenstrümpfe reichten bis zum Knie und waren unter den Hosen mit einem Band befestigt. Als Kopfbedeckung trug man die weisse und schwarze Zipfelmütze, später die Latzenkappe, oder bei festlichen Anlässen den oben auseinander gehenden, weiten, langhaarigen Cylinderhut, der bisweilen auch aus Stroh geflochten war.

Mit dem Rasieren und Frisieren machten die alten Freiämter weniger Umstände als wir. Man liess die Haare wachsen und trug allgemein den Langbart. Das Beschneiden der Kopfhaare besorgte man selbst. Um der Kopfzier die nötige Rundung zu geben, legte man ei-

ne Schüssel («Becki») auf das Haupt und schnitt unten weg, was über den Rand hinausreichte. Von Pommade und andern «Laufmerno» wusste man soviel wie gar nichts. Dafür netzte man das Haar mit Wasser, dass es triefte, oder bestrich es besten Falls mit ordinärem Baumöl.

Die Freiämterin von ehemals trug statt dem «Schüppon» (Jupon) von heute eine «Jüppe», statt dem «Schakett» (Jaquette) oder Bluse einen «Tschopen». Den bunten, gefältelten oder gekrausten Brusteingang, auch «Entre-deux» geheissen, ersetzte der Brustplatz aus schwarzem Tuch oder Sammet, den ein schwarzes oder buntes Nestel im «Tschopen» festhielt. Bei reichen Bauerntöchtern war der Brustplatz gestickt.

Wo heute das weibliche Geschlecht die goldene oder simulorige Stecknadel blicken lässt, zierte vordem den Hals der Freiämterin ein goldenes oder silbernes Kreuzchen, zierlich an einem Sammetbändchen hängend.

Die «Schäube» der Frauen früherer Zeiten bestund aus rauhem in Falten geplättetem Stoff und gieng um den ganzen Körper herum. Ihr Umfang hätte wohl fast für ein halbes Dutzend der zierlichen spitzenbesetzten Schürzchen ausgereicht, wie sie heute Mode sind.

Der Kopfputz der Frauen machte vormals ein langer, mit einem schwarzen oder weissen Band zusammengeflochtener ächter Haarpflock aus. Von Chignon und falschen Löckchen wusste man damals so wenig als von Tournüre und Stiefeletten. In den niedern Schnallschuhen mit breitem Absatz steckten roth oder weiss bestrümpfte Füsse. Handschuhe waren den alten Freiämterinnen unbekannte Dinge, und man genierte sich nicht, eine sonnverbrannte, schwielige Hand sehen zu lassen.

Die Kopfbedeckung der Frauen war die Deckhaube («Brönzhube»), bei Töchtern der «Schien-» oder «Schwefelhut», ein Hut aus Stroh mit kleiner niederer Güte und breitem Rand, dem durch Bestreichen mit Schwefel die weisse Farbe und der äussere feste Halt gegeben wurde. Diese Hüte wurden im Freiamte hergestellt und waren wohl eines der ersten Produkte dieser Art, welches die damals noch im ersten Stadium der Entwicklung stehende «Strohindustrie» hervorbrachte. An der Landesausstellung in Genf ist ein solcher

Schienhut ausgestellt; derselbe kommt mit den andern Ausstellungsgegenständen der aarg. Strohindustrie alsdann ans Gewerbemuseum nach Aarau. In Uezwyl führt noch eine Familie den Beinamen «Schienhütlers». Der Hut wurde ehemals mit rothen und grünen Mäschchen ausgerüstet.

Das Sonnenschirmchen, ohne das heute die Dienstmagd an heißen Sonntag-Nachmittagen fast weniger auszugehen wagt als Mütter und Töchter der bessersituierten Familie, war unsern Altvordern ein unbekanntes Ding. Zum Schutz vor den Sonnenstrahlen band man sich ein rothes Tuch um den Kopf, das vorn über die Stirne hinausreichte und dessen Zipfel noch den Nacken deckte. Die Regenschirme sahen noch nicht so zierlich aus, und in der Familie besass man in der Regel nur ein «Parisol». Dieses «Familiendach», unter dem bequem die Familie Platz finden konnte, bestand aus einem soliden Gestell aus Holz und Fischbeinen mit beinernen Knöpfen am Ende und hatte einen rothen oder grünen Überzug. Auf Reisen, so lange man es nicht brauchte, wurde das «Dach», an eine starke Schnur gebunden, auf dem Rücken getragen, denn dieses «Hausmöbel» war nicht nur massiv, sondern auch ziemlich gewichtig.

Von den Kleidern und dem modigen Aufputz redend, dürfen wir auch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass die alten Freiämter abgehärteter waren als unsere Generation. In Bezug auf den Schutz gegen Wechsel der Temperatur war man ehemals nicht so verwöhnt wie heutzutage, fürchtete sich nicht so sehr vor Luftzug, ertrug kalte und warme Lüfte. Eigens gefertigte Unterkleider gab es nicht; in der Regel kleidete man sich im Winter nicht viel anders als im Sommer, nur dass man den «Mutzen» weniger vergass. War es übertrieben grimmig kalt, so zog man zwei Paar Hosen übereinander an, die presthaften inwendig. Von Überziehern, «Paletot», wusste man ebenfalls so viel wie gar nichts. Fuhrleute und Reisende, die auf ihren Fahrten stark der Kälte ausgesetzt waren, umgaben sich nötigen Falls mit einem «Burnus» aus blauem dickem Guttuch mit hinten herabhängender Kapuze.

Den Hals glaubte man früher am besten mit einer wollenen Schärpe, die mehrfach umwickelt, wie eine Wulst aussah, gegen Erkältung

und Erkrankung zu schützen und erreichte damit vielfach das Gegenteil. Halsentzündungen waren früher viel zahlreicher als heutzutage, da man den Hals viel freier trägt. Jedenfalls versäumten die Alten nicht, im Winter die Zipfelmütze gehörig über die Ohren herunterzuziehen.

Brillen, Pince-nez und überhaupt «Nasenklimmer», wie sie heutzutage die Zeitungsschreiber und anderes Schreibervolk auf der Nase herumtragen, waren den Alten unbekannte Dinger. Die «kurzen Gesichter» gehörten ehemals, da man das «Studieren» noch nicht so handwerksmässig betrieb, noch zu den besondern Seltenheiten. Die meisten Leute waren sogar, ihres vielen Aufenthaltes im Freien wegen fernsichtig. Setzten sie sich an einem Winterabend zum Zwecke des Lesens an den brennenden Kienspan oder zum «Oelampeli» hin, so mussten sie ihren «Brattig» oder die «Gschrift» ordentlich entfernt vom Gesichte halten, um die Buchstaben unterscheiden zu können. Doch verzichteten die Leute, schon der schlechten Beleuchtung halber, die mit der heutigen keinen Vergleich aushält, gern auf das Lesen am Abend, «machten sich meist schon mit den Hühnern untern», d.h. sie giengen zeitig zu Bette, um morgens, wenn der Hahn das Erwachen des Tages durch sein Krähen anzeigte, wieder aus den «langen Federn» aufzustehen. Federnmatratzen hatte man damals noch nicht; die Bettstelle, das buntbemalte «Himmelbett», füllte ein mit Stroh oder Laub ausgestopfter Sack.

Der Fernsichtigkeit wegen benutzten ältere Leute zum Lesen und Schreiben zumeist den «Spiegel». Dieser Spiegel war ein in Holz gerahmtes einwärtsgebogenes Glas, das man vor das rechte Auge hielt, während das linke zgedrückt wurde. Später verdrängte denselben die Hornbrille mit zwei Gläsern, für welche aber aus alter Gewohnheit die Bezeichnung «Spiegel» beibehalten wurde. Nach dem Gebrauch wurde das Instrument sorgsam in der «Tischdrucke» oder in einem der kleinen Schubfächer des grossen, eine ganze Wand deckenden Büffets verwahrt, das, eine geduldige Kunstleistung des alten Schreinerhandwerks, selten in einem hablichen Bauernhause fehlte. Oder es wurde der «Spiegel» auch in die Bibel zwischen Einbanddecke und Titelblatt gelegt, um «ihn» am folgenden Sonntag bei der Vorlesung gleich wieder bei der Hand zu haben.

Unter den Dorflinden, allwo vor alten Zeiten von den Untervögten das Dorfgericht abgehalten wurde und der Landvogt in wichtigen Fällen zu Gericht erschien, spielten sich auch die Festanlässe, Armbrustschiessen, Tänze und andere Belustigungen ab. Und noch, als das Freiamt zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts mit dem übrigen Aargau zu einem Kanton verbunden, seine Selbständigkeit erlangt hatte, war der Dorfplatz mit seinen Linden der Sammelplatz von Jung und Alt geblieben. Noch wurden da von den Bürgern die Gemeindewahlen und Abstimmungen getroffen. Daneben diente die Umgebung der Linden tagsüber der Jugend als Spielplatz und auf dem für die gewaltigen Bäume gleichsam das Piedestal ausmachenden niedern Gemäuer hockten des Abends nach des Tages Arbeit oder an Sonntag-Nachmittagen die Dorfältesten zu gegenseitiger ernster und gemüthlicher Beratung zusammen.

Die Dorflinden mit dem Gemeindeplatz machten in der Regel ungefähr die Mitte des Dorfes aus. In *Wohlen* stunden die Dorflinden auf dem Platze des heutigen Gemeindehauses; sie mussten 1810 dem Bau des ersten Schulhauses weichen. Das daneben stehende Wirtshaus zum Rössli führte damals die Bezeichnung zur «Linde», später zur «Tanne». In *Sarmenstorf* ist die ehrwürdige Dorflinde beim Adlerwirtshause im Jahre 1846 dem Geist der Zeit zum Opfer gefallen, als man die Luzerner Strasse baute. In *Villmergen* stehen sie noch, die alten Zeugen einer bewegten Vorzeit, die Merkmale wilder und böser Landvögte. Da pflegte während fast vier Jahrhunderten der Landvogt, nachdem er sich im Gasthaus zum Rössli einlogiert hatte, Gerichtstag zu halten.

Hier beurteilte er die von den Dorf- und Amtsgerichten an ihn gelangten Geschäfte und verhängte Bussen und Strafen, welche erstere in der Regel nicht eben gering ausfielen, weil sie ihm, dem Landvogt, der sich Amt und Würden um Geld von den alten Orten erkaufte hatte, ausser dem Ersatz des ausgelegten Geldes den eigenen Geldsack füllen mussten. In der Regel erschien der Landvogt zweimal, im Mai und an Martini, zur Abrichtung. Auf Verlangen der Parteien und auf deren Kosten erschien er aber auch ausserordentlicher Weise zu Gericht. Das Dorfgericht bestund aus dem Untervogt und den vier «Fürsprechern»; ihre Urtheile waren appellabel an den Landvogt und in letzter Instanz an die Tagsatzung zu Baden.

Zur Aburteilung von Kriminalsachen, den sog. Malefizfällen, brief der in Bremgarten tagende Landvogt je ein aus den Untervögten des Amtes zusammengesetztes ganzes oder halbes Malefizgericht ein. Zur Vollziehung von Todesurteilen begaben sich der Landvogt und die Untervögte auf den Landgerichtsplatz zwischen Wohlen und Bremgarten, der noch heute im Volksmunde den Namen «Das Landgericht» führt. Die Untervögte als Richter setzten sich in einem Kreise herum, während in der Mitte der Scharfrichter den Todeskandidaten an einem Strick festhielt. Das Todesurteil, vom Landschreiber verlesen, wurde sogleich vollzogen. Die Richter waren in besondere Amtstracht gekleidet und bewehrt. Es war ihnen ein martialisches Dreinschauen eingeschärft, auf dass der arme Sünder alsbald merke, ein Bitten um Pardon sei unnütz.

An Gelegenheit zu Wirtshausbesuch mangelte es den alten Freiämtern nicht. Da das Weinschenken, zu dessen Bewilligung es nur der mehrheitlichen Zustimmung der Gemeindebürger bedurfte, sozusagen freigegeben war, so wurde fast in jedem Hause, das über den nötigen Raum und etwas Trank verfügte, gewirtet. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts gab es z.B. in Wohlen oft bis zu 50 «Schenken».

Bald nach der Konstituierung des Kantons Aargau wurde die Zahl der Wirthschaften gesetzlich eingeschränkt. Am 15. Januar 1804 beispielsweise mussten in Wohlen wieder sechs Wirthschaften geschlossen werden. Die «Wirtshaushockerei» gab damals den Behörden mehr zu thun als heute, wie wohl man heutzutage oft nur zu sehr geneigt ist, die «Nüchternheit der Alten» gegen die «Liederlichkeit» unserer Tage auszuspielen. Die Zahl der «Uebersitzer» war lange Zeit eine grosse, und Bussen wurden ausgefällt von 6 bis 15 Franken. Unbemittelte Übersitzer mussten Frondienste leisten.

Noch im Jahre 1809 zählte man in Wohlen 19 Wirthschaften, inklusive die vier Tavernen, obwohl die Gemeinde damals kaum die Hälfte der heutigen Einwohnerzahl aufwies. 1808 hatte die Gemeinde erst 153 Stimmfähige gegen 650 von heute bei 13 Wirthschaften.

Aber nicht nur in den Wirtshäusern, auch in vielen Privathäusern wurde Getränk ausgeschenkt, heimlicherweise «gemöstelt». 1791 traf der Dorfmeier Strebel von Sarmenstorf nachts spät noch an Ma-

riaheimsuchung mehrere Bürger bei Most und Bränz. Der Hausbesitzer wurde um 5 Pfund, die Übrigen je um 3 Pfund gebüsst. Der Nachtwächter, der auch dabei war, kam, weil er vermögenslos war, ins Loch.

Wie es bei einer Hochzeit herzugehen pflegte, darüber geben uns folgende Angaben über das Verehelichungsfest des Wundarztes Hans Martin Ruepp und der Anna Maria Vock vom Jahre 1732 in Sarmenstorf Auskunft: Zum Hochzeitsschmaus im Wirtshaus zum Wildenmann waren 24 Personen geladen. Michael Ruepp war als «Gesell», Maria Vock als «Gespiel» und beide als «Lustigmacher» bezeichnet. Als «Brautführer» figurierte Fürsprech Stutz, als «Gelbe Frau» mit den Blumen Anna Keller. Die Tafelreden hielten der Kaplan und der Vikar, die Abdankungsrede war Aufgabe des Ortspfarrers. Getrunken wurden 31 Mass zu 2 guten Batzen, 12 Mass zu 2 Batzen, 4 Mass zu 8 Schilling und 12 Mass Elsässer zu 4 guten Batzen. Es traf also auf die Person 2 1/2 Mass. Das Essen war auf eine Person zu 13 Schilling berechnet, die ganze Uerte betrug 25 Münzgulden, 16 Schilling und Heller. Der Hochzeiter und der Vater der Braut hatten nach damaligem Freiämterbrauch die Hälfte hievon zu zahlen.

Krankheiten, Pest und Hungersnoth grassirten oft schrecklich unter den Menschen. Als 1629 die Pest in Bettwyl regierte, beerdigte man die Leichen in Sarmenstorf ohne Sarg und besonderes Grab. Der Mühlekarrier von Bettwyl, der Leichen auf den Beerdigungsplatz zu führen hatte, verlor einmal eine davon und liess sie liegen in der Meinung, er werde sie das nächste Mal mitnehmen, er müsse doch am Morgen wieder mit einem Fuder kommen. Andern Tags wurde er selbst, ein Opfer der Seuche, hinuntergeführt.

Am Kirchweihsonntag liessen es sich die jungen Leute nicht nehmen, trotz der allgemeinen grossen Trauer ihrer Lustbarkeit nachzuleben und nachts singend am Kirchhof vorüberzuziehen, wo eben der Totengräber wieder ein grosses Grab schaufelte, das andern Tags mehrere von ihnen aufnahm. Erst im April des folgenden Jahres hörte der Sterbet auf, dem aus einem einzigen Hause zu Sarmenstorf 14 Personen zum Opfer fielen. Damals entstand der Spruch:

Ist's nicht gar grosse Klag:
Vierthalbhundert in Einem Grab!
Ist es nicht ein Gruus:
Vierzächni us Eim Hus!

In der Fürsorge für die Armen machten die alten Freiämter nicht viel Federlesens; sie gaben ihnen wohl Obdach und aus Furcht auch Lebensmittel, das erzieherische Mittel der Naturalverpflegungsstationen aber kannte man noch nicht. 1790 verordnete der Landvogt, Bettler und überhaupt jeden Reisenden ohne Ausweisschriften festzunehmen und mit 10 Stockprügeln über die Grenze zu schicken.

Wenn zwei Verlobte beim Ortspfarrer sich vorstellten, um vor Zeugen sich zur Eheverkündung anzumelden, so war es ehemals auf dem Lande noch Brauch, dass der Pfarrer dem Brautpaare und dessen Begleitschaft einige Mass «Guten» aufstellte, wofür dann der Pfarrköchin auch ein gutes Trinkgeld zu Teil wurde. Dies hiess man Brauttrinken.

Eine ähnliche Sitte war das *Bräutigamstrinken*. Dasselbe fand in der Regel statt, wenn der Bräutigam mit der Aussteuer der Braut, dem Brautrossel, zum Hause fuhr. Da stellten sich die unverheirateten Altersgenossen abends im Dorfwirtshause ein als Gäste des zukünftigen Ehemannes, und es kostete ihn dabei je ein ziemliches Quantum vom «Besseren», wofür dann die Kameraden zu seiner und der Braut Ehren am Hochzeitstage beim Gang zur Kirche kräftig die Pistolen und Böller knallen liessen.

Bei der *Taufe des ersten Kindes* durfte der Schmaus ebenfalls nicht fehlen, wie wir ja noch heute die sog. «Schlotterte», das Kindstaufmahl haben. Vormalig war es Übung, dass das «Kindlivertrinken» an einem der folgenden Samstage vor sich gieng, wenn die beiden Paten den «Einband» der Mutter ins Kindbett mitbrachten. Für jeden Fall wurden von der Frau für diesen Tag Küchlein gebacken, dass sie im Kaffee schwimmen, und der Mann liess es an Schinken, Most und Wein für «Gotten und Götti» nicht fehlen.

Der Weihbischof von Konstanz, unter dem vor Zeiten unsere Dekanate und Pfarrgemeinden stunden, erliess einmal eine besondere

Verordnung zur Abschaffung des ärgerlichen Wesens bei Kindstau-
fen, «Kindervertrinken» genannt.

Das Tabaktrinken war als ein Frevel verboten, und in der Gesinde-
ordnung des Klosters Muri den Klosterpförtnern strengstens einge-
schärft, nirgends auf dem Hofe dasselbe zu dulden.

Wie im bürgerlichen so hatte man auch im *Klosterleben* seine be-
stimmten Festmahlzeiten. Auf Neujahr waren alle Meisters- und
Dienstleut des Klosters Muri zum Mittagessen eingeladen, auch die
aus den Jäger-, Senn- und Lehenshöfen. Jeder erhielt ein Quärtli Wein
und zum Nachtessen für den Neujahrsgesang eine halbe Mass.

Handwerksleute, welche innert dem Gotteshaus über eine hal-
be Woche arbeiteten, durften am nächsten Sonntag im Kloster zu
Mittag essen. Zimmerleut, Maurer, Tagelöhner, Sackbüezer und
Mauser erhielten zum «Guetenjahr» ein Brot und eine halbe
Mass Wein.

Für die Fastnachtstage (Schmutziger Donnerstag, Herrenfastnacht,
Güdismontag und junge Fastnacht) waren besondere Weinspenden
und Festmahlzeiten angeordnet. Die Gerichtsleut erhielten am Gü-
dismontag im Wirtshause, das ein Lehen des Klosters war, 8 bis 10
Mass Wein und 5 Paar Weissbrot, Kuchli und Krapfen. An diesem Tag
war auch die «Metzgete», und zum Wurstmahl wurden von den Per-
sonen, welche mit dem Schweineschlachten zu thun hatten, auf jeden
eine Mass Wein und 1 Brot spendiert. In den Meister- und Knecht-
stuben gab es am Abend einen Trunk mehr.

Ebenso waren für fünf hohe Festtage, für Ernte und Heuet beson-
dere Spenden vorgesehen. Zur Erntezeit empfiengen neben den
Schnittern auch Pfeiffer und Trommler, unter deren Musik man aufs
Feld zog, und die zum Erntetanz aufspielten, ihre besonderen Gaben
in Naturalien.

Vor der Prozession an «Unser Herrgottstag» (Fronleichnamfest)
gab man den Offizieren der Landwehr des Amtes Muri (Hauptmann,
Lieutenant, 2 Fähnrichen und 2 Wachtmeistern), welche den Umzug
mitmachten, eine Suppe mit Wein. Nach der Prozession waren sie
zum Mittagessen eingeladen. Jeder Musquetier und Helebardier er-
hielt eine halbe Mass Wein und ein halbes Brot. Ebenso die «Läuter»,

vor und nach dem Läuten der Glocken. Die Knaben, welche die Kirchenfähnchen trugen, erhielten jeder ein Viertel von einem Brot.

Alle zwei Jahre, so oft ein neuer Landvogt sein Amt antrat, musste ihm die Bevölkerung der Ämter huldigen, in den drei Ämtern Muri, Boswyl und Bünzen, in denen das Kloster Muri die niedere Gerichtsbarkeit besass, zu Händen des Abtes.

Die Schützen, welche beim *Auftritt des Landvogts* die Ehrensalven abzugeben hatten, die Trommler und Pfeifer, welche auch nicht fehlen durften, erhielten vom Landvogt als Entgelt eine Dublone.

Eigentümlich stund es zu jener Zeit noch mit den Lohnverhältnissen. Den höchsten Jahrlohn von den Bediensteten des Klosters Muri bezog der Senn; er erhielt 80 Gulden in bar, 15 Ellen Nördlingertuch, 12 Ellen Zwilch, 36 Ellen Linnen, wöchentlich 14 Paar Brode, an Mehl- und Kornbezügen monatlich 12 Viertel und durfte allwöchentlich einmal am Klostertische essen und trinken.

Der Oberbäcker und der Meisterschmied dagegen hatten nur 52 Florin Jahreslohn. Der Schmied bekam bei der Weinlese noch 10 Mass Wein und 10 Brode, beim jährlichen Hufbeschlag im Spätherbst seinen Beschlagwein und dazu zwei Käse.

Selbst der Kanzler des Abtes erhielt weniger Jahresgehalt als der Kuhhirte, nämlich nur 50 Florin, täglich ein Paar Dienstbrode und eine Mass Wein.

Arme Leute oder Siechen hatten laut der Gesindeordnung auf $\frac{1}{2}$ Mass Wein und 1 Brod Anspruch. Am Neujahr sollte jeder von ihnen zum «Guetejahr» eine Mass Wein, ein Paar Brode und 1 Batzen erhalten.

